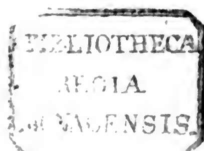
Appenzellisches Volksblatt.



Erster Jahrgang.



St. Gallen.
Gedruckt bei Zollikofer und Züblin.


LIOTHECA
NSIS

Appenzellisches Volksblatt.

Nro. 1. Januar 1831.

Allen zu gefallen — ist nicht möglich;
Einem zu gefallen — ziemlich kläglich;
Keinem zu gefallen — unerträglich!
Dennoch wünsch' ich — lieber Einem, Freund, als Keinem,
Lieber Keinem, Freund, als Allen — zu gefallen.

Göz.

Ein Vorwort.

Wenn wir uns in der ersten Ankündigung dieses Blattes nur auf die allgemeine Bemerkung beschränken mußten: die Redaktion habe sich ein genug weites Feld zur Bearbeitung ausgemarchet, damit es an Stoff nie fehlen könne, so finden wir es nun der Sache angemessen, dem Publikum unsern Plan näher vor die Augen zu legen, und ihm, so gut es seyn kann, zu sagen, was wir eigentlich mit unserm Blatte wollen, und was dasselbe seyn soll.

Wir nennen es Volksblatt, könnten es aber füglich auch Monatblatt heißen, weil von demselben in jedem Monate ein Bogen erscheinen soll; allein ein Monatblatt besizen wir in unserm Lande schon, und es kann uns von weitem nicht in den Sinn kommen, diesem Monatblatte, das seines gediegenen Inhalts wegen, im In- und

Auslande so gerne gelesen wird, auch nur den mindesten Eintrag zu thun, oder uns in einen Wettkampf mit demselben einzulassen; vielmehr glauben und wünschen wir, daß beide Blätter um so besser neben einander bestehen können und werden, da sie doch nicht so ganz den gleichen Zwek haben, indem das M. Bl. mehr für die gebildetere Klasse berechnet ist, unser Blatt hingegen ein Volksblatt, oder ein Blatt für das Volk seyn soll.

Wir finden nemlich, daß das sogenannte gemeine Volk über mancherlei wissenswürdige Dinge nothwendig sollte belehrt werden, über welche es in den Kirchen, in den Schulen, in gewöhnlichen Gesellschaften und Zusammenkünften, in Wirthshäusern u. s. w. keine Belehrung empfangen kann, und unser Volksblatt sollte mithin dazu beitragen, daß an die Stelle der Unwissenheit in mannigfacher Beziehung, eine vernünftige, mit dem Christenthum bestehende Aufklärung treten, der Aberglaube bekämpft, mancherlei Weltansichten berichtigt, Mißbräuche als solche anerkannt, und wo möglich abgestellt, die Landleute mit der Natur, mit der Welt- und Vaterlandsgeschichte, mit dem Schul- und Erziehungsgeschäfte bekannt gemacht, mit den Forderungen der Zeit ausgesöhnt, dann aber auch mitunter auf eine angenehme Weise unterhalten werden. Diesem zufolge hat es aufzunehmen: Kleinere oder größere Aufsätze und Bemerkungen über Land- und Hauswirthschaft, über Schul- und Erziehungswesen, über vaterländische Angelegenheiten; Weltgeschichtliches, Geographisches, Naturgeschichtliches, Moralisches, Erheiterndes, — und dieses Alles ist, wenn es den Zwecke entsprechen soll, in einer gefälligen Abwechselung, in einer durchaus

verständlichen Sprache, und in einer passenden Einkleidung, z. B. auch in Gesprächsform, mitzutheilen.

Notizen aus einzelnen Gemeinden, von merkwürdigen Personen, öffentlichen Anstalten, gemeinnüzigen Einrichtungen u. s. w. sollen sehr willkommen sein, so wie auch Empfehlungen guter Bücher und Schriften für die Schulen, Haushaltungen, Geschäftsleute, und Warnungen vor unzwekmäßigen Büchern ꝛc. hier an ihrem Plaze sein dürften.

Man könnte uns freilich einwenden: die Klasse, für welche hier geschrieben werden soll, sei gerade am wenigsten leselustig, und der Bauer, der ohnehin in dieser verdienstarmen Zeit keine neuen Auslagen machen könne, wisse, ohne zu lesen, über allerhand Gegenstände weit und breitläufig zu sprechen; allein wir leben der Hoffnung, es werde doch zuweilen ein Blatt, von günstigem Winde getrieben, auch dem Bauer zum Fenster hineinfliegen, und dann von ihm, wenn auch anfänglich nur aus Neugierde, zur Hand genommen, und später die Leselust in ihm gewekt werden, die Sprechlust aber eine bessere Richtung bekommen.

Sollte man, wider Verhoffen, fragen: welche Farbe wird das Volksblatt haben? so müßten wir antworten: Grün ist seine Farbe; diese ist ja die natürliche Farbe jedes frischen und gesunden Blattes; roth, gelb und schwarz sind des Blattes Todtenfarben. — Von einer politischen Farbe soll so wenig als möglich an ihm zu sehen sein, denn es ist kein Zeitungsblatt; es wird sich auch in politische Händel nicht mischen, und mit Zeitungsartikeln nur insofern befassen, als es zur Beleuchtung irgend eines vorkommenden Gegenstandes, für ungeweihete Zeitungsleser, durch nöthige Aufschlüsse etwas beitragen kann. Statt uns durch

politische Fehden Verdruß, und Andern lange Weile zu machen, wollen wir lieber mitunter etwas Erheiterndes zu Haus und Hof bringen, und, ohne uns der Anekdotenkrämerei schuldig zu machen, oder abgedroschene Histörchen neu aufzutischen, zuweilen einen noch ungedrukten und unbekannten Schwank zum Besten geben.

Dieß wäre nun also ohngefähr unsere Aufgabe. Ob wir sie ordentlich lösen werden, das hängt zum Theil auch von der Aufmunterung ab, die uns zu Theil werden wird. Immer wird unsre Unternehmung, schon als menschliches Werk, etwas Unvollkommenes bleiben, und auf allgemeinen Beifall rechnen wir zum Voraus nicht, doch sind wir uns dabei der besten, reinsten Absicht bewußt.

Sollte aber unsre gute Absicht nicht anerkannt werden, unser Beginnen keine Würdigung, unser Werk keine freundliche Aufnahme finden, und das Blatt schon im ersten Jahre wieder dahinwelken, und — kaum geboren, wieder absterben, nun, so hat es nichts als — — das Schiksal eines Blattes.

Vollständiger Bericht über die Finanzverwaltung der Gemeinde Herisau im Jahr 1830.

Dem Grundsatz der Oeffentlichkeit der Rechnungen ist hier durch die frühere Bekanntmachung derselben ab der Kanzel und in Nro. 3. des App. Monatsblattes von 1830 durch den Druk gehuldigt worden. Auf mehrfach geäußerten Wunsch folgt hier eine weitläufigere Spezifikation derselben, die auch in besondern Abdrüken bei der hiesigen Amtschreiberei abgeholt werden kann.

Rechnung über die Gemeindsämter in Herisau vom 13. Dezember 1830.

Rechnung über die Armenpflege.

Einnahmen.

	fl.	kr.
An Saldo voriger Rechnung sind die Verwalter schuldig	5317.	27
„ Zins von den Capitalien	1672.	48
„ Feststeuern	773.	59
„ Armensteuern	984.	17
„ Kirchenallmosen	326.	30
„ Bußen fl. 34. 36 kr. und andere Kleinigkeiten fl. 2. 26 kr.	37.	2
„ Rükerstattung von Armen bei Erb- und Heirathsfällen	189.	56
„ Vermächtniß und Geschenke	274.	17
„ Kapitalzahlung	578.	17
Von der Vermögenssteuer-Cassa bezogen	1600.	—
Bezogene Landrechtsgelder, welche das Armengut verzinset	2315.	31
	14070.	4

Ausgaben:

Per den Armen Hauszins, wöchentliche Unterstüzung an 191 Familien und einzelne Personen, Lehrgelder und Arztesunkosten	fl. 4997.	12	6277.	21
„ Allerlei Unterstüzungen in besondern Fällen	„ 906.	9		
„ Schullöhne	„ 374.	—		

	fl.	kr.
Uebertrag . .	6277.	21
Per verschiedene kleine Unkosten, Schuldentrieb und etwas Zinsnachlaß	63.	58
„ zurükbezahlte Landrechtsgelder fl. 1107. 24 kr. und Landrechtszinse fl. 341. 3 kr.	1448.	27
„ Saldo bleiben die Verwalter schuldig . . .	6280.	18
	14070.	4
Per Saldo obiger Rechnung bleiben die Verwalter schuldig	6280.	18

Rechnung für das Armenhaus.

Einnahmen:

An Saldo voriger Rechnung	540.	4
„ Zins von den Kapitalien	891.	31
„ der Bettagssteuer	225.	39
„ Gutsnuzen, so verkauft worden	143.	57
„ Arbeitslohn, für Spuhlen, Weben, Fabrikarbeit, Mosten ꝛc.	730.	21
„ Kostgeld von Armen u. Erb, so ihnen zugefallen	351.	47
„ Vermächtnissen	427.	—
„ Zwei eingezogenen Schuldposten	500.	—
Von der Vermögenssteuer-Cassa bezogen	800.	—
	4610.	19

Ausgaben:

Per den Unterhalt der Familie des Armenvaters, des Knechts und der 75 Armen, welche im Durchschnitt erhalten worden. An Speise und

	fl.	kr.
Trank . . . . fl. 2301. 43 / An Kleider, Schuhe, Bettzeug und Geräthe . . . . „ 364. 14	2665.	57
Per Arztesunkosten fl. 195. 45 kr., Barbier-Conto fl. 28.	223.	45
„ Beerdigungsunkosten	19.	16
„ Besoldung des Armenvaters fl. 150. Dem Knecht fl. 80. 42 kr.	230.	42
„ Gutsunkosten: Heuen, Aemten, Pflügen, Bauen ꝛc.	107.	40
„ Sattler, Schmid, Wagner, Thierarzt und verschiedenen Kleinigkeiten	126.	28
„ Schuldentrieb und Trinkgelder der Zinsen .	7.	37
„ fl. 600 Zettel, die gekauft worden	590.	—
„ Saldo dieser Rechnung bleiben die Verwalter schuldig	638.	54
	4610.	19

An Saldo obiger Rechnung bleiben die Verwalter schuldig 638. 54

Rechnung für das Waisenhaus.

Einnahmen:

	fl.	kr.
An Saldo voriger Rechnung	654.	2
„ Zins von den Kapitalien	1411.	35
„ Zins vom Vermögen einiger Waisenkinder u. dgl. und fl. 2. 30 kr. Rattazins	119.	27
„ Zins vom alten Haus und Gutsnuzen . . .	270.	55
„ Schul- und Arbeitslohn	293.	20
	2749.	19

	fl.	kr.
Uebertrag . .	2749.	19
An Verschiedenem	130.	51
„ Vermächtnissen	447.	—
„ Capitalzahlungen	2465.	36
„ Vermögen eines in das Waisenhaus aufgenommenen Kindes, welchem nun das Waisenamt schuldet	512.	29
Aus der Vermögenssteuer-Cassa bezogen . . .	1200.	—
Saldo	181.	33
	7696.	48

Ausgaben:

			fl.	kr.
Per den Unterhalt der Haushaltung, des Waisenvaters, Knechts, der Magd und 45 Waisen, welche im Durchschnitt unterhalten, verpflegt und gelehrt worden. An Speise und Trank			1383.	41
Kleider fl. 680. 44 kr., Bettzeug, Geräthe ꝛc. fl. 250. 59 kr.			931.	43
„ Besoldungen als:				
dem Pfarrer	fl.	100. —		
dem Lehrer in 51 Wochen .	„	306. —		
dem Waisenvater	„	150. —	681.	48
dem Knecht fl. 78., der Aufseherin fl. 47. 48 kr. . . .	„	125. 48		
„ Arztes-Conto			9.	16
„ Lehrlohn für Waisen, die außert dem Waisenhaus in der Lehre stehen			154.	45
„ Guts- und Bauunkosten			659.	41
„ Triebkosten, Trinkgelder den Zinsern, Zins-				
			3720.	56

	fl.	kr.
Uebertrag . .	3720.	56
verlurst und einige Kleinigkeiten	36.	55
Per Abzahlung einiger Schuldpöstlein an Waisen	73.	33
„ fl. 3600. Zettel und Schuldbriefe, die gekauft worden	3865.	24
	7696.	48
Per Saldo obiger Rechnung ist das Waisenamt den Verwaltern schuldig	181.	33

Rechnung über das Freischulgut.

Einnahmen:

	fl.	kr.
An Saldo voriger Rechnnng schulden die Verwalter	2458.	57
„ Zins von angelegten Capitalien fl. 1070. 3 „ Zins von obigem Saldo bis zur Anlegung . . . . „ 85. 44	1155.	47
„ Vermächtnisse	1875.	—
„ Eingang früher versprochener Beiträge an das Schulhaus im Saum und Verkauf von 1 Paar Choralbücher	9.	6
„ Capitalzahlung mit Innbegriff eines Zinses	2820.	—
	8318.	50

Ausgaben:

	fl.	kr.
Per fl. 3990 Zettel, die gekauft worden . . .	4019.	15
„ Abzahlung zweier Schuldposten	400.	—
„ Saldo der Bauunkosten des Schulhauses in Saum	858.	53
	5278.	8

	fl.	kr.
Uebertrag . .	5278.	6
Per 1000 Exemplar Nägelischer Choralieder, nach Abzug fl. 191. 40 kr., die freiwillig daran gesteuert worden, mit Inbegriff der Unkosten für das Einbinden derselben	376.	—
„ Beiträge an Schullehrer, Schulmaterialien und verschiedene Unkosten	140.	49
„ Saldo dieser Rechnung sind die Verwalter dem Freischulgut schuldig	2523.	53
. . . .	8318.	50
An Saldo obiger Rechnung sind die Verwalter dem Freischulgut schuldig	2523.	53

Kirchenguts- und Bauamtsrechnung.

Einnahmen:

	fl.	kr.
An Saldo voriger Rechnung schuldeten die Verwalter	1089.	25
„ Zins von den Kapitalien	1315.	27
„ Zins von den Gemeindsgebäuden	213.	51
„ eingezogenem Holzgeld für's Pfarramt . . .	120.	—
„ Marktsgebühren fl. 431. 39 kr. und Waggeld fl. 114. 19 kr.	545.	58
„ Gebühren von den Hintersassen	353.	33
„ Polizeigebühren für ertheilte Bewilligungen .	23.	42
„ Einnahmen der Gebühren für den Unterhalt der Polizeidiener rc.	805.	8
„ Abzugsgeld von einem nach Holland ausgelieferten Vermögen	50.	9
„ verkauften Baumaterialien	72.	56
	4590.	9

		fl.	kr.
Uebertrag . .		4590.	9
An Capital-Zahlung fl. 193. 46 kr. u. fl. 156. 34 kr.		350.	20
„ Vermächtniß		33.	—
Von der Vermögenssteuer-Cassa bezogen . . .		4483.	36
„ der Feuerversicherungsanstalt zurükerhalten .		6.	25
		9463.	30

Ausgaben:

Per eine in den Landesſekel bezahlte Abgabe nach Abzug fl. 327. 6 kr. Einquartierung . . .			1839.	34
„ verschiedene Besoldungen, als:				
den beiden Pfarrern mit Inbegriff der Kapitelgulden . . . . . fl.	1044.	—		
dem Meßmer . . . . „	60.	—		
„ Vorsinger . . . . „	44.	—		
„ Amtsschreiber für's Protokoll und Correspondenz . . . . . „	43.	—	1372.	34
„ Steuereinzieher . . . . . „	39.	34		
„ Zinseinzieher . . . . . . „	33.	—		
„ Läufer fl. 50., Bizelfr. fl. 26 „	76.	—		
„ Marktmeister . . . . . . „	33.	—		
„ Bauunkosten, als:				
das Wachthaus . . . . fl.	1634.	45		
der Wasserbehälter bei der Kirche der Brunnen auf dem Plaz und die Mauer bei demselben . . „	679.	26		
Straßenpflaster, Schwelle und verschiedene Kännel . . . „	170.	36	3019.	26
Renovation an Pfarr- u. Rathhaus „	387.	38		
„ an Kirche u. Thurm „	147.	1		
			6231.	34

	fl.	kr.
Uebertrag . .	6231.	34
Per Unkosten, die Feuerordnung betreffend:		
Anschaffung neuer Schläuche und 38 Butten . . . . fl. 360. 58		
Renovation der Feuersprizen und Probieren derselben . . . . „ 179. 51	632.	31
Unkosten wegen auswärtigem Feuerunglük . . . . „ 91. 42		
„ den beiden Pfarrern Holzgeld	120.	—
„ Unkosten der Kirchenrechnung, Vogteiräthe, Brodschau und Feuerschau	138.	48
„ Festunkosten fl. 67. 36 kr. und Unkosten wegen Oster-Examen fl. 64. 24 kr.	132.	—
„ Zehrpfennig an die Handwerksbursche und Belohnung für die Besorgung	168.	57
„ Wacht an der Landsgemeinde, Wacht- und Brunnengeld von den Gemeindsgebäuden . .	119.	32
„ Marktsunkosten	46.	35
„ Beitrag an die Unkosten der Landstraßen hinter der Sitter	331.	48
„ Anschaffung verschiedener Werkzeuge und Baumaterialien	155.	32
„ Schuldentrieb, Trinkgelder den Zinsern und etwas Zinsnachlaß	30.	53
Abbezahlung an einen am Zins stehenden Schuldposten mit Innbegriff des Zinses	49.	20
„ Militäraufbieten und andere verschiedene kleine Unkosten	158.	47
	8316.	17.

	fl.	kr.
Uebertrag . .	8316.	17
Per Bezahlung der 3 Polizeidiener fl. 620. 24 kr. und für Ueberröke und Schuhe denselben fl. 92. 23 kr.	712.	47
„ den Polizeidienern für die Besorgung, die Schriften der Fremden auf die Polizei zu bringen, Bettelwacht und andere dahin einschlagenden Unkosten	64.	22
„ noch ausstehende Beiträge zur Bezahlung der Polizeidiener	33.	10
„ Saldo dieser Rechnung bleiben die Verwalter schuldig	336.	54
	9463.	30
An Saldo obiger Rechnung bleiben die Verwalter schuldig	336.	54

Rechnung über die bezogenen Vermögenssteuern.

	fl.	kr.
An alten Steuern wurde bezogen	488.	8
„ zwei im Lauf des Jahrs bezogenen Abgaben .	7913.	24
	8401.	32
Diese wurden verwendet laut voranstehenden Rechnungen:		
1. Dem Kirchengut, welches mit Inbegriff der Einquartierungsunkosten in den Landsekel fl. 2166. 40 kr. oder nach Abzug fl. 327. 36 kr. zu bezahlen hatte	4483.	36
2. Dem Armengut	1600.	—
3. „ Armenhaus	800.	—
4. „ Waisenhaus	1200.	—
5. Den Quartierträgern	317.	56
	8401.	32

Die Gesammteinnahmen und Ausgaben sind folgende und theilen sich in zwei Klassen als nemlich:

Die Einnahmen:

	als gewöhnlich anzusehende fl.	kr.	als zufällig und ungewöhnliche fl.	kr.	Zusammen fl.	kr.
Für das Armengut	3757	34	4995	3	8752	37
„ „ Armenhaus	1991	28	2078	47	4070	15
„ „ Waisenhaus	2226	8	4625	5	6851	13
„ „ Kirchengut	3450	35	4923	30	8374	5
„ „ Freischulgut	1155	47	4704	6	5859	53
	12581	32	21326	31	33908	3

Die Ausgaben:

	gewöhnliche oder unvermeidliche fl.	kr.	zufällig und ungewöhnliche fl.	kr.	Zusammen fl.	kr.
Für das Armengut	6682	22	1107	24	7789	46
„ „ Armenhaus	3381	25	590	—	3971	25
„ „ Waisenhaus	3757	51	3938	57	7696	48
„ „ Kirchengut	4161	45	4984	51	9146	36
„ „ Freischulgut	140	49	5654	8	5794	57
	18124	12	16275	20	34399	32

Das Freischulgut hat nur unbedeutende gewöhnliche Ausgaben, weil die Freischulen noch nicht statt haben, und erst dann können eingeführt werden, wenn dasselbe hinlänglich wird Vermögen haben.

In den übrigen vier Aemtern aber übersteigen die unvermeidlichen Ausgaben die als gewöhnlich anzusehenden

Einnahmen um so viel, daß besondere Zuschüsse unausweichlich erforderlich sind.

Im Waisenhaus und Armenhaus würden zu obigen Einnahmen auch noch der Ertrag der beiden beträchtlichen Güter verbraucht, ohne dieselben in Anschlag zu bringen.

Ramsauer, Amtsschreiber.

Gespräch zwischen Hs. Jakob und Barthle, zu Anfang des Jahres 1831, über das neue Landbuch.

Hs. Jakob. Guten Tag Nochber Barthle.

Barthle. Dank au en guten, Hs. Jokeb, ond e guts nüs Johr wösch der au dezue.

Hs. J. So, hest doch au e nüs Johr agfange?

B. Ae, derfrile; das ist en ardlige Frog, worom wetti nüd au e nüs Johr agfange ha?

Hs. J. Jo dromm wäßi, daß d'ase nüd vil offem Nüe hest.

B. S' ist wohr, i ha söß hantle lötzel offem Nüe, aber du gute Hs. Jokeb, e nüs Johr bringt jo d'Zit mitsi, ond i cha doch nüd allä s'alt Johr bibhalte.

Hs. J. Jo jo, i hetts au gmänt; aber selewie was chommer för e Johr öber?

B. Ach, i mäne bschädeli e gauligs, ond wenni gad e so chönt, so wettis no mit dem Alte ha; i chadersch gad säge.

Hs. J. Hm, mer wönd hoffe es wer eppenau nüd so bös werde, seb wömmer.

B. Jä, Hs. Jokeb, wemmen efange vo chriege sät, ond vom uszüche, so isches währle nommen richtig, ond min Buob het gester z'Obet scho monter pleret, ond d'Mutter bi der Schooß ghäbet, wonner von Herisau hä cho ist, ond s'Gweihr ond d'Baterotäsche brocht het. Mä schwätzt jo devo, daß d'Schwitzer de Russe ond den Oestrichere wellet de Chrieg achönde, ond das düecht mi bigopp e Narestock.

Hs. J. Bhütis Gott Barthle, hettocht de Chrieg achönde! d'Schwitz mueß jo froh se, wemen si stoh ond goh lot. S'ist gad gmänt, wenn e frönte Macht wet i d'Schwitz ibreche, so well mes abhäbe, wemme näbe chönn, oder wie d'Herre säget — d'Netteralität b'hopte, ond do settet üsere Buobe, and Manne e betzle Guräsche ha, ond dem Vaterland mit Freude diene, wenns no bschüst, ond nüd d'Schnorre verzeire wie d'Goofe; das ist nüd höbsch.

B. Jo, jo, wenns e so ist, ond wenns gad försch Vaterland goht, so werd gwöß en Niedere gern s'Gweir of de Boggel neh, ond för e paar Woche Hus ond Hämeth verloh, wenns scho nüd waul thuet.

Hs. J. J globes au, aber es ist nüd gad drom z'thue, daß si s Gweir of de Boggel nehmet, ond Hus ond Hämeth verlöset; si mönd denn au ehrne Pflicht thue; doch, au do werds gwöß nüd fähle, aber glich wär's jetz ken Schade gse, me het e Betzle meh gmosteret.

B. Ae, mit dim ewige Mostere; es werd scho goh; ond allpot en Schotz abloh, ond zletst drof zuehaue ond schlo — werd ke große Chonst se. En größere Chommer ist mer näbes andersch.

Hs. J. Ond was denn Barthle? Säg mersch offe herzig! J will di tröste, wenni cha.

B. Ach, i ha die Zit över vil devo ghört prächte, me well wieder am alte Landbuoch ommezeire, ond a dem hetti gär ke Waulgfalle; i säges gad wies ist. Es sey sogär vommen Amtsma e Büechli usegge worde, wo's drenn stöhnd, me setts s'Landbuch vernüere; es düecht mi aber, es sey nüd nöthig, es het scho lang söß rechtthue.

Hs. J. Hest s' Buechli aber au glese Barthle?

B. Näniwährli, ond wersch au nüd lese; wett müßt; sobald me näbes derigs lest, so chas em ase wie amache, daß me's globt.

Hs. J. Bitte Barthle, les doch z'erst s'Büechli, du werst gwöß gseh, der Herr het gär nüd orecht. Me cha doch nüd all am Alte chlebe, denn d'Ziten änderetse au. Denn stohts no dütleg drönn: Nüd d'Obrigkeit well andere Gsetz mache, sondere die nüe Gsetz müßed ossem Volk usgoh, ond d'Landsgemänd chön sie ermehre, wenn's de Lüte gfallet. Ond gwöß, andere Zite machet andere Gsetz nöthig. Oder worom Barthle, hest gester en nüe Calender kauft?

B. Jo, i cha mit dem Alte nünt meh thue, der ist usgloffe.

Hs. J. Ebe grad e so cha me mit vilen alte Gseze nünt meh thue; si sönd au usgloffe, wie en alte Calender. Jo, i wäße no näbes: Du bist ase zimli waul mit der Bible bekannt, säg mer jetz au ossem alte Testament wie viel Mol 'sett än Chrest dem andere d'Fähler verziehe? Jsches gnug — siebe Mol?

B. Jo du Lappi, das stoht gär nüd im alte Testament, das stoht im nüe.

Hs. J. Worom het men aber e nüs Testament gmacht?

B. Was wäß i; denk waul, me heb i de nüere Zite nommen Alls chöne bruche, was im Alte stoht, oder do ond dört näbes welle verbessere, aber me het drom s'Alt glich bibhalte.

Hs. J. Do gsiehst jo Bärthle, daß nüd Alles os den alte Zite für die nüe heregsieht, ond daß die Alte au g'änderet händ, was nöthig gse ist; ond wemme s'Landbuch refrisiere thuet, wie d'Herre säget, so werd me ossem alte Landbuch au no bibhalte, was nüd z'verwörfen ist.

B. Jo, jo, me sät denn waul, aber —

Hs. J. Was aber? Los, i will der no näbes säge: Min Großvater sälig, d'Mutter het mersch mengsmol verzellt, heb allemol wie zom Spröchwort gha:

Ehr Buobe ond Mätle,
Hocket dem Schriner Hans nüd i d'Schätle!
Gheyet s'Spinnrädli nüd omm!
Chletteret nüd of de Holzäpfelbomm!

Hütigs Tags wor das nomme gelte.

B. Worom nüd?

Hs. J. Worom nüd? J will dersch erchläre:

Förs Erst sönd d'Buobe ond d'Mätle jetz Manne ond Wiber.

Förs Ander ist der Schriner Hans scho lang gstorbe.

Förs Dritt brucht men jetz gär ke Spinnrädli meh; ond förs Viert ist der Holzäpfelbomm scho ewig lang verbrennt. Do hemmers wieder, was i all säge: Andere Zite, andere Gsetz.

B. Jä, das glanget jetz nüd dohe; — aber i muß doch au wieder goh, — leb waul Hs. Jokeb!

Hs. J. Jä nei Barthle, i bi no nüd grech. Los mer no e Betzele ab! J will di no näbes froge:

Wenn Du din Chnecht of de Mart schickst, daß Du nüd selber chast goh, was gebstem allemol uf?

B. Jo, was wettem ufgeh — Geld, daß er s'Nöthig cha chaufe, ond denn allefalls d'Awisig, was er müeß säge, wenn der oder der eppe Zuenem chäm, daß er nüd do stoht, verzimmersch Gott, wie en Opferstock.

Hs. J. Richtig, ond wenn d'em nünt ufgäbest, so müeßt er all zor Antwort geh: J wäße nünt, der Mäster het mer nünt gsät, ond so fort.

Jetz Barthle los! J will der e Glichnuß säge:

S'Volk ist der Mäster; d'Obrigkeit ist der Chnecht. S'Volk cha nüd selber z'Gricht ond Roth setzen, s' mueß es der Obrigkeit öberloh. Jetz wenn s'Johr döre allerhand Fäll ond Sache vor's Gricht chönd, ond d'Obrigkeit mueß all säge: Oeber das stoht nünt im Gsetz, ond för das ist ken Artikel im Landbuoch, ond so witer, — stoht denn d'Obrigkeit nüd do, wie der Chnecht offem Mart, wenn em der Mäster nünt üfgeh het?

B. Du tusige Hans Jokeb, Du worest bald mache, daß mer das Ding ilüchte thät. J will em jetz doch e chli nohesine, denn will dersch wieder säge, wie is aluege. Mer chönd meh zsäme. Jetz mueß i goh; — Bhüti Gott Hans Jokeb!

Hs. J. Bhüti Gott trüle, Barthle!

S.

Ein Wort über Beerdigung der Selbstmörder, veranlaßt durch den Kirchhöribeschluß der Gemeinde Herisau den 21. Nov. 1830.

Zum Hochgericht mußten die Unglüklichen, daß ihre Gebeine vermodern bei Dieben und Mördern. Gern ertheilten Standeshäupter Bewilligung zur Beerdigung in der Gemeinde, wo die That geschehen war. Häufig aber war solche Begünstigung mit widerlichen Vorfällen verbunden; Vorurtheile sträubten sich dagegen. — Von Humanität, und von der Nothwendigkeit, Bestimmungen festzusezen, daß alle Leichname der Selbstmörder gleich behandelt werden, geleitet, brachte die Vorsteherschaft von Herisau an lezter Martini-Kirchhöri den Vorschlag an die Gemeinde:

„Es sollen in Zukunft Alle, die sich in unsrer Gemeinde entleiben, in der Gemeinde selbst, und zwar an einem dazu bestimmten Plaz an d. Nordhalden beerdigt werden.“

Dieser Vorschlag wurde, zwar nicht einhellig, aber mit entschiedener Mehrheit angenommen. Ein solches Beispiel verdient Nachahmung von allen Gemeinden unsers Landes, die hoffentlich nicht ausbleiben wird. Denn warum wollte man doch an barbarischen Gebräuchen halten, die fast oder gar überall verschwunden sind?

Ihr saget, eine so schrekliche That muß doch gestraft werden. Die That ist allerdings schreklich, aber den Thäter kann man nicht mehr strafen, dem Gerichte Gottes ist er anheimgefallen; über den Tod hinaus reicht ja kein Menschenarm.

Eben darum, weil man ihn selbst nicht mehr erreichen

kann, muß man Gerechtigkeit üben am entseelten Körper. Was merkt der davon? Dem ist's gleich, wo er liege. Den Verwandten kann es aber nicht gleich sein, für diese ist das Verscharren am Hochgericht etwas Entsezliches. Noch hat sich das Herz von dem furchtbaren Schlage . Eins der Unsrigen hat sich entleibt — nicht erholt, noch blutet frisch die frische Wunde, und schon kommt wieder ein Schlag, wieder eine neue Wunde. Da kommen sie, wer? — — holen den entseelten Körper — wohin? — — Es ist in der That schreklich. Wandeln sie später auf jener Straße — — dort steht das Hochgericht, dort liegt mein .... mein .... wer mag es nur aussprechen? Wie manchem biedern, wakern Landmann wird dadurch die Landsgemeinde, der Tag der Freiheit verbittert! Die Freude des Tages hob sein Herz, auf einmal aber wird er still, alle Schwingen der Freude sind gelähmt, — er sieht jenen Schrekensort —; all das Schauerliche, das er erlebt hat, tritt lebendig wieder vor seine Seele; auf's Neue wird die Wunde aufgerissen. Ist das recht? Was haben die Verwandten verschuldet? Sollen sie gestraft werden für ein Unglük, das sie erleben mußten?

Aber man muß doch Andre von solcher That abschreken, damit der Selbstmord nicht gar zu häufig werde. Abschreken? Wen die natürliche Liebe zum Leben nicht von eigenmächtiger Zerstörung desselben abhält, den werden solche Schrekmittel gewiß auch nicht abhalten.

Ein Unterschied muß aber doch sein, zwischen denen, die den Ruf Gottes abwarten, und denen, die sich selbst umbringen. Unterschied genug, wenn diese in aller Stille an ein abgelegenes Pläzchen gebracht werden, während der

Kirchhof unter Glokengeläut und gottesdienstlicher Feier die Leichen aller Andern aufnimmt.

Gewiß, wenn Jedermann vertraut wäre mit der Seelenstimmung der meisten Selbstmörder, tiefes Mitleid nähme überall die Stelle strenger Verurtheilung ein. Darüber sei mir noch ein Wort erlaubt.

Wenn ein verhärteter Sünder seiner Schändlichkeit mit einem Selbstmord noch die Krone aufsezt, so erndtet er, was er gesäet hat, er nimmt ein Ende mit Schreken; wenn ein Hochmüthiger Abbruch an seiner Ehre, Entdekung geheimer Sünden, oder wenn ein Geiziger den Verlust irdischer Güter nicht ertragen mag, und bringt seinem Gram sein Leben zum Opfer: wie elend, wie abscheulich sind dann die Quellen, wie verrucht ist dann die That, wie gerecht der Unwille des sittlichen Menschen über solche Verworfenheit! Wenn aber ein Schwermüthiger, ein Geisteskranker, die gleiche, an sich schrekliche That begeht, wie ganz anders erscheint sie da? (und schwermüthig, geisteskrank sind, bei uns wenigstens, die meisten Selbstmörder). Wie Vieles muß vorangehen, welche erdrükende Angst, welcher aufreibende Kampf, welche Stunden, Tage und Nächte voll des entsezlichsten Jammers, bis es zu diesem Aeußersten kommt, bis der Geängstigte den schwarzen Tod als Rettungs-Engel umklammert! Schauet ein Gemälde des Seelenjammers solcher bedauernswerther armer Menschen. Nirgends ist ihnen wohl, der Bangigkeit drükende Schwüle preßt sie überall. Am Morgen mit dem Erwachen, ist ihre unabtreibliche Verfolgerin, die Angst, schon da, die traurigsten Vorstellungen quälen sie unaufhörlich. Wie sie sich loswinden wollen, alles umsonst; sie gehen an die Arbeit, bei der

Arbeit ist ihnen angst und bang; sie gehen in's Freie, die Natur trauert, und der heitere Himmel erscheint ihnen in trübem Nebelflor; sie gehen zu Menschen, jede Aeußerung des Frohsinns verwundet mit scharfer Spize ihr Herz. Sie beten. Freudenleer bleibt ihr Gemüth; sie ringen nach Trost und Hülfe, Trost und Hülfe bleiben ferne; sie schauen, bald mit troknem starrem Blik, als wollten sie jene Bläue durchbohren, bald mit thränenvollem Auge zum Himmel empor, mit einer Sehnsucht, o mit einer Sehnsucht —! es ist ein Anblik zum Erbarmen, bei dem das Herz vor Wehmuth brechen möchte, und ihre Jammerklage geht dem fühlenden Menschen durch Mark und Bein. Sie lesen, ob sie einen Tropfen finden können, der auch nur einen Augenblik die Gluth ihres Seelenjammers kühle, umsonst, nicht was sie tröstet, nur was sie noch mehr ängstiget, fassen sie auf, blasen immerfort die Flamme selbst an, die sie verzehrt. Liegen sie Nachts auf ihrem Lager, da hat die Schwermuth freies Spiel, — die Einsamkeit, die nächtliche Stille, das Dunkel um sie her — es fällt Alles so schwer auf ihr Herz, sie können nicht bleiben, verlassen ihr Lager, kommen wieder — ach der Angst können sie nicht entfliehen. — — Mir hilft Niemand mehr, kann Niemand mehr helfen, der Tod, der Tod allein macht meinem Jammer ein Ende. — So ist die Seelenstimmung, so sind die furchtbaren Leiden solcher Unglüklichen. Leise zuerst steigen Selbstmordsgedanken in ihnen auf, bald lauter, immer lauter, sie kämpfen dagegen — — die Angst wird immer schneidender — es pakt sie der Verzweiflung gräßliche Gewalt — — das Entsezliche ist geschehen. — — — Und solche Unglükliche, welche die Angst betäubt, der Drang der Umstände überwältiget, der

Sturm gebrochen hat; die ihrer selbst nicht mehr mächtig sind, nicht wissen, was sie thun, solche Unglükliche sollen wie Missethäter behandelt, nach ihrem Tode noch so fürchterlich gebrandmarkt werden?!

Wer bringt's auch über sein Herz, so etwas nur gleichgültig zu ertragen? — Ihnen gilt's freilich gleich, aber der Menschheit kann und darf es nicht gleich gelten, da schreit die Humanität laut nach Abhülfe.

Wirklich Fromme — denket ihr vielleicht — sind aber doch nicht im Stand, solche That zu vollbringen. Nicht? Fraget die Erfahrung, sie wirds euch zeugen. Wie manche wahrhaft fromme Seelen sind schon erlegen unter den oft unausstehlichen Kämpfen der Schwermuth. Schwermüthige sind krank, und ihrer selbst so wenig mächtig, als die, denen Fieberglut den Verstand verwirrt. Wer ist sicher vor solcher Krankheit, die der Verzweiflung verzehrenden Brand in die Brust schleudert, und die Hand waffnet gegen das eigene Leben, wer? Gott bewahre Jedes in Gnaden! Von dieser einen That dürfen wir wahrlich keinen Schluß ziehen auf's Leben, er wäre übereilt — — überhaupt dürfen wir nie vergessen: Richtet nicht, verdammet nicht! — Was uns ziemt, ist Mitleid mit den Gefallenen.

Alles Gesagte überleget, liebe Leser! Lasset die Stimme der Menschlichkeit laut in euch sprechen! Bedenket die Ehre des Vaterlandes, die durch solche Mißbräuche vor der ganzen gebildeten Menschheit sehr beflekt wird; gedenket der Möglichkeit, daß jede Familie solches Unglük treffen könne, wie herzlich froh dann jeder Verwandte über mildre Behandlung solcher Unglüklichen seie, und wirket mit Kraft und Eifer dafür, daß jede Gemeinde ein Pläzchen ausmittle, wo die Opfer der Verzweiflung ruhen können, ohne die Schmach hingerichteter Verbrecher theilen zu müssen.

Wr in H—

Appenzellisches Volksblatt.

Nro. 2. Februar 1831.

Stürme bewegen nur — Bewegliches. Es kommt in's Ländchen die Noth, und mit der Noth die Verzweiflung, und mit der Verzweiflung der Muth, und mit dem Muthe die Tugend.

Die Schweizer in Polen, und die Polen in der Schweiz.

Der Herr Schulmeister. Sein Gevatter.

Gevatter. Ihr kommet doch wie gerufen, mein lieber Herr Gevatter Schulmeister. Sezet Euch, wenn Ihr Zeit habet, und gebet mir über etwas Auskunft und Belehrung, wenn Ihr könnet.

Da lese ich schon einige Male in meiner Zeitung: Es sei in der Stadt Warschau, in Polen, ein Aufruhr entstanden, eine Revolution ausgebrochen, wobei es leider wieder Menschenblut gekostet habe. Saget mir, welche Beschaffenheit hat es eigentlich mit diesem Lande, und woher rührt die Unzufriedenheit unter dessen Volke?

Schulmeister. Ich will Euch, Herr Gevatter, Auskunft und Belehrung geben, so gut ich kann. Wir Schulmeister müssen uns so in Bereitschaft sezen, da und dort wißbegierigen Landleuten nachhelfen zu können.

3

Polen ist ein Land, um ein Gutes größer als unsere Schweiz. Es gränzt gegen Morgen an Rußland, gegen Mittag an Gallizien und Krakau, gegen Abend und Mitternacht an Preußen, ist 2191 Geviertmeilen groß, und hat 2,732,324 Einwohner, nach einem andern Buche gar 3,800,000. Diese Einwohner bestehen aus Polen, Litthauern, Russen, Deutschen, auch Tartaren, und sind der Mehrzahl nach römische Katholiken; doch giebt es auch viele Protestanten, auch Griechen und Muhamedaner. Wie überall, wo man hinkommt, sind auch die Juden da zu Hause, etwa 230,000 an der Zahl. Alle diese Leute, als verschiedene Glaubensgenossen, haben freie Religionsübung. Für die Aufklärung des polnischen Volkes ist bisher noch wenig gethan worden; nur die höhern Stände nehmen an der allgemeinen europäischen Bildung Theil; das gemeine Volk stekt noch ziemlich in der Unwissenheit; jedoch soll jezt etwas für den Volksunterricht gesorgt werden. Das Land ist dem Wilde, oder der Verwilderung überhaupt günstig, denn neben den rohen ungebildeten Menschen hausen in demselben noch viele Bären, Wölfe, mitunter auch, aber seltener, Luchse. Dafür liefert es aber auch manches Gute, z. B. Getreide und Holz in den meisten Gegenden im Ueberfluß, Hanf, Flachs, Tabak, wenig Obst. Die Viehzucht ist schlecht, Schweine werden in großer Menge gehalten; Bienenzucht wird nicht getrieben, aber man erhält viel Honig und Wachs von wilden, oder Waldbienen. Das Mineralreich liefert Eisen, etwas Kupfer, Blei und Silber, Salz, Steinkohlen, und verschiedene Kalk- und Thonarten. Es hat viele Eisenfabriken, und im Ganzen heben sich Kunstfleiß und Handel immer mehr, da für gute

Landstraßen, Schiffbarkeit der Flüsse und Kanäle Sorge getragen wird.

Polen, ehemals ein Staat von mehr als 11,000 Geviertmeilen, war sonst ein Wahlreich, und hatte seit neun Jahrhunderten Könige eigenen Stammes. Ein Graf Stanislaus Aug. Poniatowsky, 1764 schon unter russischem Einflusse gewählt, war der lezte der selbstständigen polnischen Könige. Innere Unruhen zwischen Katholiken und Protestanten, welche leztere seit 1736 von allen öffentlichen Aemtern ausgeschlossen waren, waren Schuld, daß die drei Nachbarstaaten Rußland, Oestreich und Preußen sich in die polnischen Angelegenheiten einmischten und dreimal, nämlich 1772, 1793 und 1795 Theilungen vornahmen. Schon vor der Vollziehung der lezten Theilung entsagte der König 1794 dem Throne. Nach kurzem Widerstande der empörten Polen verschwand dieses Reich aus der Reihe der europäischen Staaten. Oesterreich erhielt Galizien und den mittäglichen Theil; Rußland nahm den Theil gegen Morgen, das Uebrige Preußen. Durch den Pariser Frieden wurde Polen in seinem jezigen Umfange wieder ein selbstständiges Königreich, jedoch mit einer Art Bevogtigung, nämlich unter der Herrschaft des russischen Kaisers, der diesem Reste des alten Polens 1815 eine eigene, ständische Verfassung gab. Die Stelle des Königs vertritt ein Statthalter, jezt Großfürst Konstantin, Bruder des russ. Kaisers.

Gevatter. Gut, ich danke Euch für die Auskunft! Aber saget mir, woher habet Ihr wohl diese Kenntniß des Landes?

Schulmeister. Ich habe mir zwei Bücher gekauft, aus denen ich so ziemlich alle Länder kann kennen lernen.

Das Erste heißt: Handbuch der Geographie, zum Gebrauche für höhere Schulen und für gebildete Leser, von Dr. W. F. Volger; das zweite: Kleine Geographie, nach den neuesten Bestimmungen, für Schulen und zum Selbstunterricht, von Heinrich Rebau, 7te verbesserte Auflage. Volgers Buch ist ein großer diker Band von 780 Seiten, mit 6 Tabellen, und einem Verzeichniß aller darin vorkommenden Namen. Es kostet zwar drei Gulden, und nicht jeder Schulmeister auf dem Lande kann es anschaffen, doch sollte derjenige es kaufen, der etwas Geld auf Bücher verwenden kann. — Rebau ist ein kleines Büchlein, doch hat es auch 4 Tafeln und ein Register, und giebt, obwohl es nur fünf Bazen kostet, auf 138 Seiten manchen willkommenen Aufschluß.

Diese zwei Bücher sind mir, was meinem Vetter sein Sehrohr ist. Mein Vetter Rudolph geht in den herbstlichen Tagen, das Sehrohr unter dem Arme, auf einen Hügel oder Berg, und wenn dann hier ein Kirchthurm, und dort ein Schloß, eine Stadt, oder ein Dorf aus dem Nebel herauftaucht und vom Sonnenglanz beleuchtet wird, so nimmt er sein Rohr, und beguft es näher. In den jezigen Tagen geht in der Welt bald zur Rechten, bald zur Linken ein Feuer auf, es brennt an allen Eken. Wenn es nun heißt: hier ist eine Gährung entstanden, dort eine Rebellion ausgebrochen, so nehme ich meine beiden Bücher zur Hand, und schlage nach, was ich von einem Lande gerne näher wissen möchte.

Gevatter. Ihr erinnert mich eben daran, — ich wollte Euch auch noch fragen: warum denn in Warschau eine Art Revolution ausgebrochen sei? Das ist mir doch

eine heillos unruhige und unzufriedene Welt! Bald hört man nichts als von Empörungen, Aufständen und Volksumtrieben, und — wie Ihr saget — es brennt in allen Eken. Was wollen denn die Polen?

Schulmeister. Was sie wollen? Freiheit wollen sie, wie Alles in der halben Welt jezt Freiheit haben will. Es gefällt ihnen nicht, daß sie mit ihrem Land und Volke ein Königreich ausmachen, und doch keinen eigenen König haben sollen; sie können es nicht verschmerzen, daß man ihren bedeutenden Staat so zerstükelt, und ihre Länder so vertheilt hat, wie eine gefallene Erbschaft; sie haben, scheint es, keine Freude damit, den Herrn aller Reussen zu ihrem Oberherrn zu haben; sie möchten gerne der Ober- und Untervogtei los sein, und wieder eine eigene Staatshaushaltung bilden. In Warschau, der Hauptstadt Polens, am Flusse Weichsel gelegen, mit 117,000 Einwohnern, brannte nun eben am 29. Nov. des verflossenen Jahres das Feuer los. Es waren die Schweizer in Polen, denn wie die Schweizer einst die Vögte verjagten, deren drükende Regierung sie nicht mehr ertragen wollten, so mußte sich, nach den eingegangenen Berichten, der Herr Statthalter Konstantin aus Warschau flüchten, so gut und schnell er konnte.

Gevatter. Konstantin kann noch angehen, aber sonst haben die Polen doch wunderliche Namen; da liest man kauderwelsche Benennungen, als: Cesarewitsch, Mostofsky, Wolizky, Trembizky, Poniatowsky, Mezischewsky u. s. w. Ich kann sie fast nicht lesen.

Schulmeister. Das sind freilich sonderbar klingende Namen, allein Ihr müsset Euch Herr Gevatter, an denselben nicht stoßen; es kommt ja in aller Welt gar nicht

auf die Namen an, und wenn wir die Sache recht bei'm Lichte betrachten, so haben wir sogar — Polaken in der Schweiz, gleichwie es Schweizer in Polen giebt; denket nur, Herr Gevatter, an so viele Mostsaufsky, Großhansky, Lermmachsky, Ehrgeizowitsch unter dem Volke; dann an die Eigensinsky und Starrkopfsky bei den Regierungen, und endlich an die Widerdenzeitstromschwimmsky im politischen und religiösen Gebiete!

Gevatter. Ha, ha, ha, ja Ihr habet recht, und ich will mich gerne beruhigen, wenn nur die Polen, heißen sie wie sie wollen, zu ihrem Zweke gelangen, und wieder ein selbstständiges Volk werden. Das müßte ihnen doch bei meiner Ehre jeder Schweizer von Herzen gönnen, und Rußland ist ja sonst erstaunlich groß und reich an Volk und Land.

Schulmeister. Freilich wohl, denn Rußland hat nur in Europa über 44 Millionen Einwohner, allein ich zweifle sehr, ob Polen von dem Verbande freigelassen, und die ersehnte Freiheit erhalten werde. Der russische Kaiser macht wenigstens Miene, mit einer mächtigen, furchtbaren Armee gegen Warschau, und andere unruhige Städte Polens ziehen, und die Aufrührer zur Ordnung zurükweisen zu wollen. So kalt es jezt in Rußland sein mag, so schmeichelt sich doch der Kaiser Niklaus in seiner Proklamation vom 25. Dez. 1830 die Herzen der russischen Unterthanen werden vor Eifer für den Thron brennen, und für die Ehre des Monarchen und für die Unverlezbarkeit des Reiches werden seine Unterthanen keine Anstrengung scheuen, und Vermögen, Eigenthum, ja das Leben selbst zum Opfer bringen u. s. w. — Wenn es wirklich losgehen, und der

Kaiser seine majestätische Drohung ausführen sollte, so dürfte es heißen: Wehe dir Warschau! Wehe dir Krakau! Es ist den Türkenstädten Konstantinopel und Adrianopel erträglicher gegangen, als es Euch ergehen wird! Aber es leuchtet doch noch von Zeit zu Zeit ein Strahl der Hoffnung aus dem bangen Dunkel hervor, es werde Niklaus vernünftigen Vorstellungen Gehör geben und die Zeichen der Zeit beachten, vielleicht überhaupt der Krieg unterbleiben, besonders wenn alle europäischen Mächte, wie es den Anschein gewinnt, bei dem allgemeinen Kriege neutral bleiben. Das wäre das Interessanteste, was wir noch erlebt haben. Man will auch davon sagen, es habe jede europäische Macht genug mit sich selbst zu thun, und — hier muß ich Euch doch eine Bemerkung vorlesen, die ich heute Morgen in einer außerordentlichen Beilage zur Nekarzeitung Nro. 1. 1831 gefunden habe. Dort sagt Einer:

„Wohl sehe ich, wie jeder Staat in seinem eigenen „Hauswesen genug zu thun hat, wie es in einigen Ländern „furchtbar gährt, aber ich sehe keinen äußeren Feind; „überall kommen sich die Minister mit Waffen und mit „Friedensworten entgegen.“

„Wir meinen, gerade weil man zu Hause zu thun hat, „sollte man nicht an auswärtige Kriege denken, es wäre „denn nur, daß man den Unmuth über die innern Miß„verhältnisse auf die Nachbarn übertragen wollte, wie man„cher Mann im Wirthshause mit Andern Händel anfängt, „wenn ihn daheim Frau und Kinder erzürnt haben.“

Dann fügte er noch bei: „Die revolutionären Ideen, „welche im Jahre 1830 freilich manchmal ungebührlich

„rumorten, wird man im Jahre 1831 wohl nicht ganz „todtschlagen können.“

Nun denke ich Herr Gevatter, hätten wir genug politisirt, und wir könnten unser Gespräch auf einen andern Gegenstand lenken.

Gevatter. Geduld noch mein Freund! Es will mir eben scheinen, wir haben in unserm schweizerischen Vaterlande ein ungebührliches Rumoren. Fast in allen Kantonen lehnt sich das Volk gegen die Regierung auf, und will die Verfassung geändert wissen, und an einigen Orten tobt und lermt es, als ob eben die leibhaftigen Polaken in die Schweiz eingebrochen wären. Dies macht mir viel Kummer und Sorgen.

Schulmeister. Ich ehre Eure Besorgniß. Ein ächter Vaterlandsfreund kann den Bewegungen, die in seinem Ländchen vorgehen, unmöglich mit gleichgültigen Augen zusehen, allein der Weise stellt sich die Ereignisse, deren Zeuge er ist, doch nicht bloß von der schwärzesten Seite vor, ohne irgend einen Nuzen für die Zukunft davon abzusehen. Ich möchte sagen:

Die Schweiz hat halt den Maurer.

Gevatter. Wie verstehet Ihr das?

Schulmeister. Ich will mich erklären. Vor einiger Zeit stellte ein Herr die gesammte Schweiz unter dem Bilde eines Berghauses mit 22 Zimmern vor, und bemerkte dabei: Alle Zimmer seien ganz nach Wunsch, und zur Zufriedenheit der Bewohner eingerichtet, und es lasse sich herrlich darin wohnen. Es zeigte sich aber in der Folge, daß nicht alle Hausleute dieser Ansicht und Meinung seien. Man rief bald oben, bald unten, und bald in der Mitte:

Es fehle da, es fehle dort, z. B. die Wände seien zu dik, die Deken haben Risse u. s. w.; man müsse nothwendig den Maurer kommen lassen. Zulezt mußten auch diejenigen, die Alles in der Ordnung fanden, nachgeben, und nun ist der Meister Maurer auf den ersten Ruf gekommen. Ihr wisset aber, Herr Gevatter, aus eigener Erfahrung, welch' heillose Unordnung es giebt, wenn man den Maurer hat: bald stolpert man über einen Steinhaufen, und bald tritt man in eine Kalkgrube; glaubt man den Löffel zu ergreifen, so hat man eine schmuzige Pflasterkelle in der Hand, und Hut und Strümpfe sind immer voll weißer Klekse u. s. w. Wenn aber einmal der Maurer weg ist, dann kehrt die Ordnung wieder zurük, und alles im Hause gewinnt ein freundlicheres Ansehen. Oder würdet Ihr wünschen, Herr Gevatter, Ihr hättet den Maurer nie kommen lassen? Ach, Ihr wohnet jezt ja noch einmal so angenehm in Eurem niedlichen Häuschen!

Und so, hoffe ich zu Gott, wird auch in der Schweiz nach dem Sturme wieder die Stille eintreten, und nach der Unordnung die Ordnung wieder kommen, und man wird sich noch heimlicher als vorher in den eidgenössischen Gemächern fühlen. Möge nur in keinem Stokwerke und in keinem Zimmer gepfuscht werden! Mögen alle Hausväter und alle Hausgenossen, wenn die Vereinigung vollendet ist, recht Sorge tragen, daß die liebe Schweiz in vielen hundert Jahren — die Maurer nicht mehr haben müsse!

Gevatter. Dazu sage ich von ganzem Herzen:

Amen, es werde wahr!

S.

Der Eintheilungsspuk in Urnäsch.

Wie in früheren Zeiten religiöse Schwärmer in den mittlern und äußern Gemeinden unsers Landes die Köpfe verwirrten, den Lehrsäzen Dippels, Böhms und Swedenborgs huldigten, das nahe Ende der Welt predigten, zur Buße und Besserung mahnten, und den Geheimnissen der christlichen Offenbarung ihre eigenmächtigen Deutungen gaben: so ist jezt dort das politische Reformationssystem an der Tagesordnung. Freiheit und Vaterland, Oeffentlichkeit und Aufklärung, Volksrechte und Verfassungsrevision sind Gegenstand der Tagesgespräche, und weit in der Schweiz herum leuchtet der Stern künftigen Glükes in liberalen Grundsäzen nach demokratischem Schnitte.

Auf keiner so hohen Stufe geistiger Bildung und frohen Erwartungen von der nahen Zukunft, stehen die meisten Landleute hinter der Sitter. Die Sennen, Molkengrempler und Weber in Urnäsch, Hundwyl und Stein, auf sich und ihren kleinen Erwerb beschränkt, ohne Industrie und Handelsverkehr, leben für sich in ihren alten Sitten und Begriffen, bleiben ihren einfachen Ideen über Freiheit und Vaterland, Landbuch und Verfassung getreu, ziehen das geliebte, wenn auch lükenhafte Alte dem unsichern Neuen vor, und halten fest auf dem, was die Vorfahren übten und glaubten. So ist ihnen auch das Schmiegen in die enge Uniform, die öfteren Züge an Inspektionen und Musterungen, das Spiel mit den Waffen und die Verbrüderung mit den übrigen Eidgenossen nicht recht, weil sie, ihrer Ansicht nach, zu vielen Verpflichtungen und großen Ausgaben führen.

Schon verschiedene Male bewiesen die muthwilligen Sennen jener Gemeinden ihren Wiz und Uebermuth an den zur Inspektion dahin gesandten Offizieren von Herisau und wurden meist dafür bestraft. Besondere Edikte mußten sie zur Ordnung mahnen, damit allen Dienstpflichtigen gleiches Recht geschehe. Aber zu arg war der Spuk am 24. Jänner in Urnäsch, wo, gleichwie in allen übrigen Gemeinden des Landes, die Mannschaftseintheilung für das 2te und 3te Contingent statt haben sollte. Wahrscheinlich unter früherer Abrede kamen Widerspenstige auch von andern Gemeinden dahin, um sich gemeinschaftlich gegen die Eintheilung aufzulehnen, und dem Volk in andern Kantonen im Troz gegen die Behörden nachzuahmen, wie denn auch Stimmen laut wurden, daß man der Obrigkeit nicht alles glauben und trauen; und die Bauern auch einmal ihre Kraft und Rechte zeigen sollen &c. Die beiden Herren Oberstlieutenants konnten zu keiner Geschäftsbesorgung gelangen, wurden mit unsanften Stößen und beleidigenden Ausdrüken in die Enge getrieben, Vorwürfe und Beschuldigungen angebracht, die keinen Grund hatten, und die gegen das eigene Interesse von Urnäsch stritten, indem gerade die Eintheilung der Mannschaft nach dem Alter, dieser in Volkszahl abnehmenden Gemeinde vortheilhafter als der im Militär-Reglement festgesezte Maaßstab der Bevölkerung ist, und nun andere mit Ueberzähligen versehene Pfarreien die Lüken ausfüllen müssen, und fanden erklärten Ungehorsam gegen die obrigkeitlichen Befehle.

Nachdem die beiden Bataillonschefs unverrichteter Dinge nach Hause zurükgekehrt waren, wurde der Bericht darüber an hohe Behörde erstattet, die sämmtlichen Hochg.

Herren Landesbeamten im Teufen versammelt und Vorkehrungen getroffen, daß diesem in seinem Ursprung so faden, aber wegen den möglichen Folgen wichtigen Unfug die behörige Wendung gegeben werde. Am 27. Jänner war eine Untersuchung desselben von 5 Beamten vor der Sitter und eine neue Mannschaftseintheilung im Beisein der ersten Vorstände und der Standesfarbe in Urnäsch auf den 7. Hornung angeordnet, und ein obrigkeitliches Mandat für diese Gemeinde verfaßt, dessen Verlesung so gute Wirkung machte, daß am Montag den 31. Jänner ein Abgeordneter von da, den Unwillen des besseren Theils von Urnäsch über diesen Vorgang an Behörde erklärte, die Geneigtheit sich den Anordnungen der Landobrigkeit zu unterziehen, bezeugte, und um die Bewilligung bat, daß die Eintheilung schon am 3., und ohne auffallendes Begleit statt haben dürfe, welches gestattet, und dann dieses Geschäft mit bester Ordnung und erfreulicher Uebereinstimmung besorgt wurde.

An der Commission in Teufen am 3. dieses erschienen die berufenen Beklagten, und wollten theils gar keine Verantwortung, theils diese nur in Gegenwart der Kläger machen, theils auch vor die erste Instanz in Urnäsch gewiesen werden. Die Commission erklärte nun bei einem gemeinsamen Vorstand der Partheien, diesen die Unstatthaftigkeit ihres Begehrens, den landesüblichen Rechtsgang, die zur Untersuchung unangemessene Stellung der Ortsbehörde in Urnäsch, unter deren Augen die Unordnungen vorgefallen sind, Form und Zwek der vorzunehmenden Verhöre, und vor allem aus die Folgen einer fortdauernden Widersezlichkeit, mit Hinweisung auf ihre Pflichten als Bürger unsers freien Vaterlandes, nachdruksamst, worauf einer

nach dem andern sich anständig und ruhig verantwortete, um nachsichtige Beurtheilung bat, und nun das Resultat dieser Untersuchung dem nächsten Großen Rath vorgelegt werden wird.

Aus diesen Verhandlungen gieng hervor, daß die vorgefallenen Unordnungen hauptsächlich in einer kläglichen Unwissenheit und Unkenntniß mit dem jezigen Stand der Dinge, in einem sehr bemerkbaren Mangel von Berichtigung der Begriffe von Seite dortiger Vorsteher, im Unwillen über die alle Sonntage statt habenden Inspektionen, und der Entbehrung eines Oberoffiziers im ersten Contingente ihren Grund fanden. Einen anderen Stoff zur Unruhe gab die absichtlich verdrehte Aussage, daß man den Landmann entwaffnen wolle, ein Vorwand, den nur Bosheit und Unverstand erdenken konnte. Sobald der Große Rath am 7. Dezember den Beschluß gefaßt hatte, die beiden Contingente in marschfertigen Stand sezen zu lassen, theilte man — etwas voreilig — der Mannschaft des Ersten die neuen Gewehre, Habersäke und Kaputröke aus den Zeughäusern aus, um sie an die Waffen zu gewöhnen und ihre Behandlung zu lernen. Für diese Flinten sollte nun die gleiche Mannschaft ihre eigenthümlichen abgeben, die auf obrigkeitliche Kosten hergestellt, schußfähig gemacht, und im Nothfall zur Bewaffnung eines 3ten Contingents dienen sollten. Nach vollendetem Feldzug würden dann gegen Rükgabe des aus dem Zeughaus empfangenen Gewehrs, das Eigenthümliche wieder zurükgestellt, oder der anfangs bestimmte Schazungspreis dafür vergütet werden. Dieß war also nur ein Tausch, der dem Landsekel Kosten verursachte, und der auf die vollständige Bewaffnung aller Dienstpflich-

tigen abgesehen war. Daß der Fleken Herisau die meisten Offiziere in die Contingente liefern muß, ist ihm selbst kein Gefallen, und rührt aus der natürlichen Ursache her, daß in den übrigen Gemeinden hinter der Sitter überhaupt die Neigung und Bildung zum Militärwesen, und insbesondere auch die ökonomischen Kräfte dazu mangeln. So bald taugliche Subjekte aus irgend einer der betreffenden Bezirke vorgeschlagen werden, wird der Große Rath und die Militär-Commission darauf gerne Rüksicht nehmen, wie sie es kürzlich mit Offiziersstellen für's 3te Contingent bei Urnäsch, Waldstatt, Schwelbrunn und Stein gethan haben. Die richterlichen Strafurtheile über obige Vergehen wird unser nächstes Blatt geben.

Anekdoten.

Als die, zum ersten Kontingente gehörenden Soldaten hinter der Sitter in H. die Waffen abholten, gab ihnen ein Offizier die nöthige Mahnung: Sie sollen zu den Flinten wohl Sorge tragen, und dieselben nicht grad so in den ersten besten Winkel lehnen. Ein witziger Urnäscher erwiederte naiv:

„Mer chöneds doch nüd metten i d'Stobe stelle, si woret omghye.

* * *

Ein Schriftsteller versicherte seinen Freund: „Sie werden mein Buch gewiß nicht ohne Erbauung aus den Händen legen.

Der Freund bemerkte: „Wie aber, wenn ich es nicht einmal in die Hände nehme?

* * *

„Frau, was haben wir auf den Mittag?“ fragte ein Herr Gemahl seine Gattin, die sich eben in der Küche befand. Sie rief hinaus: „Du hast einen Kalbskopf wie gestern.“

* * *

„Bub,“ fragte die Mutter ihren Knaben, „hest im Pfarrhus au d' Kappen abthue?“

„Nä,“ sagte der Bub, „der Pfarrer het si au ofgha.“

Bericht aus den Ehe-, Tauf-, und Todtenbüchern der Gemeinde Herisau 1830.

Ehepaare (alles Gemeindsbürger) sind eingesegnet worden 72

I. Gemeindsbürger.

1. Geburten:

	Knäblein	Töchterlein	Summa.
a. Kinder sind getauft worden . .	82	72	154
b. „ vor der Taufe gestorben	2	7	9
Summe der Gebornen	84	79	163

Leichen:

	männlich	weiblich	Summa.
a. Unerwachsene	31	37	68
b. Erwachsene	30	38	68
Summe der Gestorbenen	61	75	136
Sind also mehr geboren als gestorben	23	4	27

II. Ansäßen.

1. Geburten:

	Knäblein	Töchterlein	Summa.
a. Kinder sind getauft worden . .	68	52	120
b. " vor der Taufe gestorben	3	4	7
Summe der Gebornen	71	56	127

2. Leichen:

	männlich	weiblich	Summa.
a. Unerwachsene	30	31	61
b. Erwachsene	7	24	31
Summe der Gestorbenen	37	55	92
Mehr geboren als gestorben	34	1	35

III. Ganze Bevölkerung.

1. Geburten:

	Knäblein	Töchterlein	Summa.
a. Kinder der Gemeindsbürger . .	84	79	163
b. " " Ansäßen	71	56	127
Summe der Gebornen	155	135	290

2. Leichen:

	männlich	weiblich	Summa.
a. Gemeindsbürger	61	75	136
b. Ansäßen	37	55	92
Summe der Gestorbenen	98	130	228
Also im Ganzen mehr geboren als gestorben	57	5	62

Herisau im Jänner 1831.

Walser, Pfarrer.

Appenzellisches Volksblatt.

Nro. 3. März. 1831.

Manche Schriften muß man nur kosten; andere essen oder durchblättern, einige aber gleichsam verschlingen oder im Gedächtnisse behalten.

David Klaus.

Ueber Zeitungen, Zeitungsschreiber und Zeitungsleser.

Was läßt sich wohl über Zeitungen, Zeitungsschreiber und Zeitungsleser schreiben? Wir wollen sehen. Zeitungen sind das Mittel, die Zeitereignisse schnell bekannt zu machen, Gedanken darüber in Umlauf zu sezen, neue Erfindungen mitzutheilen, überhaupt Nachrichten aller Art zu verbreiten, und dadurch den Gang der bürgerlichen Geschäfte zu erleichtern, so wie auf die öffentliche Meinung einzuwirken. Dieses Mittel war in den ältern Zeiten ganz unbekannt, und ist eine, aus den Fortschritten der Bildung hervorgegangene Erfindung neuerer Zeit, die durch die Einführung der Buchdrukerkunst und der Posten begünstiget wurde, und nach und nach eine unübersehbare Ausdehnung, und einen eben so unübersehbaren Einfluß gewonnen hat. Das deutsche Wort Zeitung kommt nicht, wie man glauben möchte, von Zeit her, sondern von dem alten, noch im Englischen gebräuchlichen Worte tidings, geschehene

Dinge, Begebenheiten ꝛc. Ihren Ursprung hatten sie in Italien. Der Krieg, den die Republik Venedig mit Soliman II. in Dalmatien führte, gab Veranlassung, daß man in Venedig, vom Jahre 1563 an, die eingegangenen Kriegs- und Handelsnachrichten in geschriebenen Blättern an einem besondern Orte den Neugierigen zum Lesen mittheilte. Das Lesegeld dafür wurde in einer längst außer Kurs gekommenen Scheidemünze, Gazetta, bezahlt, und dieser Name ging auf die Neuigkeitsblätter selbst, in Italien, und später in Frankreich (Gazette) über. In Deutschland kamen im Anfange des 17ten Jahrhunderts ähnliche Blätter auf.

In England ist das Zeitungswesen ganz besonders im Schwange. In der Hauptstadt London z. B., erscheint täglich eine Zeitung, Times genannt, welche 4 Fuß lang, und 3 Fuß breit ist. Jede Nummer derselben enthält 48 Spalten, wovon über 30 mit Bekanntmachungen aller Art angefüllt sind, die mehr als 90,000 Wörter enthalten. Eine ganze Nummer besteht aus etwa 150,000 Wörtern, die einen Achtelsband von gewöhnlicher Dike füllen würden, und in einem Tage gedrukt werden, so daß also die Times allein jährlich den Inhalt von mehr als 300 Achtelsbänden liefert.

Die sieben Morgenblätter, die gegenwärtig in London erscheinen, sezen ein Kapital von mehr als sechs Millionen Gulden in Umlauf.

Der Herausgeber eines vielgelesenen Morgenblattes bezieht gegen 11,000 Gulden als jährlichen Gehalt, und der Unter-Herausgeber 6500 Gulden. Die Kosten eines einfachen Bogens, dessen Auflage 750 stark ist, betragen bloß

für Saz, Druk, Papier und Stempelgebühr täglich über 600 fl., also jährlich mehr als 180,000 fl. Das Personale eines solchen Morgenblattes ist: 1 Herausgeber, 1 Unter-Herausgeber, 10 bis 14 ständige Verleger, deren jeder wöchentlich 40 — 60 Gulden Gehalt bezieht, 40 — 45 Sezer, eine verhältnißmäßige Anzahl Druker, 3 Korrektoren (Verbesserer), mehrere Commis, welche die Ankündigungen in Empfang nehmen, Rechnung führen ꝛc., eine Menge von Lehrjungen und Ausläufern.

Dieß mag Euch, liebe Leser, einen Begriff von dem englischen Zeitungswesen geben. Und was denn weiter? Auch in unserer Schweiz fliegen der Blätter viele herum, und wir werden von Zeitungen wie von einer Fluth überschwemmt. Da giebt es solche von allerhand Namen, wie z. B. der Anzeiger, der Schweizerbote, der Waldstätterbote, der Schulbote; der Eine nennt sich der aufrichtige und wohlerfahrene, der Andere der Freimüthige; ferner Zeitungen für alle Tageszeiten: das Morgenblatt, die Mittags- und Abendzeitung; endlich Zeitungen für alle Stände, Berufsarten und Klassen, als: für Gelehrte, Aerzte, Militärs, Frauenzimmer, Landwirthe u. s. w. In einer königlichen Residenzstadt wurde sogar einst eine Lügenzeitung herausgegeben, weil aber der Inhalt dem Titel nicht allemal entsprach, sondern manche fatale Wahrheit mit unterlief, so mußte der Halblügner einpaken.

Für Euch, liebe Leser, kommen die Zeitungen theils vom Auslande, wie von Stuttgart, Augsburg ꝛc., theils vom Inlande, als: von Zürich, Trogen, Schaffhausen, Aarau, Glarus, Luzern, Frauenfeld, St. Gallen, Chur, Bern, Basel u. s. w.

Welche von diesen Ihr nun lesen, welcher Ihr glauben, und an welche Ihr Euch hauptsächlich halten sollet, dieses darf ich Euch so wenig sagen, als ich Euch zumuthen darf, Ihr müsset, bei'm Wohlbefinden, in dem oder dem, und in keinem andern Wirthshause Euer Schöppchen trinken, und in Krankheitsfällen gerade zu dem Arzte schiken, den ich anweise. Jeder hat so seinen Geschmak, den muß man ihm lassen, und wenn Einer, anstatt in's nächste Dorf zu gehen, seine Medizinen sieben Tagreisen weit her verschreiben will, so soll man seinen Willen ehren. Ich will also nur über das Zeitungslesen überhaupt noch einige Betrachtungen anstellen.

Es läßt sich im Allgemeinen viel für, aber eben so viel gegen das Zeitungslesen sagen. Dasselbe gewährt allerdings viel Unterhaltung, und es giebt Leute, die sich gewaltig nach der holden Stunde sehnen, in welcher der Bote die liebe Zeitung bringen soll, und die, wenn sie sich fest vorgenommen haben, wenigstens die oder die Zeitung in ihren Lebzeiten nicht mehr zu lesen, unwillkürlich und hastig nach dem verwünschten Blatte greifen. Es gewährt sogar diese Art Lektüre wirkliche Freuden, insofern die Zeitungen Friedensberichte und andere erfreuliche Nachrichten enthalten; auch mag es manchem Schadenfrohen zum großen Vergnügen gereichen, wenn er auf der lezten Seite noch den theuren Namen seines geliebten Freundes, unter der Rubrik: „Alle Diejenigen ꝛc." erblikt.

Das Zeitungslesen kann weiter auch den Nuzen haben, daß es hin und wieder Einen oder Eine von Thorheiten und schlechten Streichen zurükhält, indem er oder sie be-

fürchten muß, in wenigen Wochen in Pariser und Hamburger Journalen eine schlechte Figur zu spielen.

Dann aber hat das Lesen der Zeitungen unstreitig viel Nachtheiliges, und weit mehr Nachtheiliges, als man sich's gewöhnlich vorzustellen pflegt, besonders wenn es, wie es häufig der Fall ist, zur Leidenschaft bei einem Menschen wird. Nicht einmal zu rechnen die völlige Mißstimmung, in die so mancher Zeitungsleser versezt wird, wenn das Blatt von Kriegsrüstungen, und allerhand Gährungen und Verheerungen durch die cholera morbus ꝛc. angefüllt ist, steht zu erwarten, daß das unselige Zeitungslesen noch hin und wieder Ehestreitigkeiten verursachen wird.

Die Frau möchte bei Tische ein ordentliches Gespräch über häusliche Angelegenheiten und Geschäfte anbahnen, allein sie wird nicht gehört, denn der Gatte hat in der einen Hand den Löffel oder die Gabel, und in der andern — die Zeitung. Sie macht wiederholte Vorschläge zu einem angenehmen Spaziergange, allein bei'm Herrn Gemahl heißt es immer: „Ach, mein Schaz, ich kann heute unmöglich gehen, denn ich habe noch gar viele Zeitungen zu lesen.“ Hinwieder mag es auch Frauen geben, die sich in das unselige Zeitungslesen so sehr vertiefen, daß sie darüber Manches, was ihnen obliegt, rein vergessen.

Die Hausordnung überhaupt leidet gewaltig darunter, denn es ist schon an mehrern Orten so weit gekommen, daß sogar die Dienstboten in die Politik hineingerathen sind, und es wird nächstens geschehen, daß, wenn die Herrschaften ihre Knechte und Mägde fragen: „was sprach der Schlosser, der Wagner, der Bäker? welche Auskunft habt Ihr aus Nr. 5?“ diese ihre Aufträge total außer Acht gelassen haben,

und dafür irgend eine Neuigkeit aus Italien, Basel und Savoyen bringen. So z. B. sollte ein Dienstmädchen bei'm Bäker eine Pastete holen; sie kam leer zurük und berichtete, anstatt: die Pastete sei noch nicht gebaken, der Pabst sei noch nicht gewählt. Ach wozu will es noch kommen? Noch giebt es manchen andern Verdruß. Ich will meinem Nachbarn, dem Holzhirten, damit eine Freude machen, daß ich ihm eine Neuigkeit zu Haus und Hof bringe, allein er nimmt sie ganz kalt und troken auf, und bemerkt: er habe sie schon in der Zeitung gelesen, und das macht mich ärgerlich.

Indeß, auch die Zeitungsschreiber haben einen übeln Stand, und ich möchte um alle Welt nicht Zeitungsschreiber sein. Erstens sollten sie immer die pure, lautere Wahrheit schreiben, denn Niemand nimmt gerne falsche Berichte ein, und doch geht jedem Blatte das Vorurtheil voran: sie können die Wahrheit nicht schreiben. Es ist zum Sprüchworte geworden: Du kannst lügen wie eine Zeitung; wenn man versichert: Ich kann das und das schwarz auf weiß in der Zeitung nachweisen, so heißt es nur: Ach, das Papier nimmt Alles an, besonders wenn man etwas nicht gerne glauben will, — und ein Wizbold hat einen gar argen und boshaften Vers gemacht:

Wenn Wahrheit sich mit Zeitungsschreibern,
Verschwiegenheit sich mit den Weibern
Vereinen wird, — zu jener Frist
Erscheint gewiß — der Antichrist.

Zweitens, wenn sie zuweilen wirklich die Wahrheit sagen, so ist einer großen Anzahl von Lesern auch wieder

schlecht damit gedient, und es erwahret sich an ihnen das Sprüchwort: Wer die Wahrheit geiget, bekommt den Fiedelbogen um den Kopf.

Es geht den Zeitungsschreibern wie den Gastwirthen, denen die Gerichte von Lekermäulern immer getadelt werden. Wartet er mit Spek und Sauerkraut, mit fettem solidem Kalbsbraten und Kartoffelsalat auf, so haben sieben unter zehn Personen schlechte Verdauungswerkzeuge; sie können dergleichen starke Speisen nicht vertragen; man schreit: das sei eine grobe Bauernmahlzeit, und wenn der Magen auch in der Ordnung wäre, so gehört es zum vornehmen Tone, sich zarte Hühnchen, luftiges Bakwerk, leichte Leberlein u. dgl. vorlegen zu lassen. Andere dagegen rufen: „weg mit solchen Kindbettersachen, und gute Hammelskeulen her, und brav Pfeffer in die Suppe! u. s. w.“ So ist's böse errathen, und am Ende klagt man noch über theure Zeche.

Endlich drittens, verliert ihre tägliche Arbeit sogleich wieder allen Werth, und ihr Dasein ist kürzer als das Dasein einer Eintagsfliege. Mit allen anderweitigen schriftstellerschen Werken ist es besser. Ein Buch z. B. wird gelesen und wieder gelesen, und dauert gar lange an; ein Gesezbuch soll da, wo frische Bergluft ist, und doch noch Nebelmassen herumstreichen, bei zweitausend Jahre alt werden können; sogar ein magerer Kalender hält wenigstens ein Jahr aus; ein Zeitungsblatt hingegen behält höchstens eine Stunde seinen Werth, dann wird es von einem folgenden verdrängt, und am Ende eines Jahres sieht man Krieg und Frieden, Könige und Minister, Städte, Länder und Dörfer — Alles an einen Haufen geworfen. Allmählig wird freilich wieder

ein Blatt um das andere hervorgezogen, aber — zu was für einem Gebrauche? Bedarf man einer Unterlage in den Fleischkorb, so ruft die Frau: „alte Zeitungen her!“ Man bedient sich der alten Zeitungen in Käseläden, ja ich habe sogar Baseler Traktätlein in dieselben einwikeln gesehen u. s. w.

Doch, da ich denke, das Zeitungslesen werde, meines Levithenlesens ungeachtet, fortdauern, so waze ich noch einen unmaßgeblichen Vorschlag:

Wir haben Staatszeitungen, Kirchen-, Schul- und Dorfzeitungen. Wie wäre es, wenn wir auch noch eine Haus- und Stubenzeitung hätten? Ja diese mangelt noch, und doch könnte es einer solchen an Stoff unmöglich fehlen. — In den gewöhnlichen Zeitungen wird kund gethan: die Geburt eines Prinzen oder einer Prinzessin, und wenn eine fürstliche Person krank ist, so werden Tagesberichte ausgestellt, aus welchen man entnehmen kann, wie oft die hohe Person zu husten beliebe, und ob sie wieder leichter zu athmen geruhe u. s. w. Aehnliches könnte man ja aus jedem Hause melden, es wohnen in demselben auch Menschen, und die Geburt oder der Tod eines ehrsamen Bürgers hat oft für Tausende eben so viel Interesse, als das Kommen oder Gehen eines Fürsten.

Die Zeitungen bringen Nachrichten über Krieg und Frieden. Fallen nicht auch in manchem Hause, in mancher Stube interessante Schlachten, oder wenigstens Scharmüzel und Vorpostengefechte vor, und werden nicht in denselben merkwürdige Verträge geschlossen?

Aus den Zeitungen erfährt man es, wenn wieder eine Veränderung in einem Ministerium vorgeht. Ein Minister

ist eigentlich ein Diener am kaiserlichen oder königlichen Hofe, wenn schon der Minister meistens mehr gilt, als der Kaiser oder König selbst. Wenn nun ein Herr oder Meister seinen Knecht fortjagt, oder eine Frau ihre Magd, unter vielem Geplauder verabschiedet, so könnte es ohne alles Gerede, in der Haus- und Stubenzeitung nur heißen: In dem und dem Hause ist eine Ministerialveränderung vorgenommen worden.

Nur eine Haus- und Stubenzeitung könnte uns sicheren Bericht geben, ob auch in den Familien, und nicht bloß in Staaten, Verfassungsveränderungen vorgenommen, die Geseze verbessert, die Hausordnungen den Zeitumständen gemäß eingerichtet werden u. s. w. Haben wir in unserm Schweizerländlein auch keine englischen Börsen, auf welchen man allerhand Gerüchte, Sagen, Urtheile rc. finden könnte, so haben wir doch unsere Stadt- und Dorfbrunnen, bei welchen oft sehr wichtige Dinge verhandelt, die Vorzüge der Preß- und Redefreiheit offenkundig, und doch dabei die Hausobrigkeiten einer gewissen Censur unterworfen werden. Gerade diese Brunnengespräche gäben Stoff für eine Art englischer Times von 4 Fuß Länge und 3 Fuß Breite.

Kurz, ich lade dazu ein, daß ein Sachkundiger die Redaktion einer Haus- und Stubenzeitung übernehme, und mache mich anheischig, dieselbe zu den vielen übrigen Zeitungen fleißig zu lesen.

S.

Was wollen denn auch die Appenzeller?

Donnerstags den 17. Hornung kamen etwa 200 Männer aus den benachbarten Gemeinden nach Herisau, in der Absicht, Bericht zu holen über die bisherigen Verhandlungen der eidgenössischen Tagsatzung, und besonders über den Grund der Waffenrüstung. Fünf derselben brachten das Gesuch um Berichterstattung, vom Rathhaus herab, vor den versammelten Großen Rath, welcher beschloß: Der Bericht soll dem ganzen Volk, von der Kanzel und durch den Druk, mitgetheilt werden. Mit diesem Bescheid zogen sie ganz ruhig wieder nach Haus, ohne die mindeste Unanständigkeit verübt zu haben.

Wie wir selbst über diesen Auftritt staunten, und Einer den Andern fragte: „was wollen denn die Leute?“ — so erregte derselbe rings um uns her noch größeres Erstaunen, und überall hört man die Frage: „Bitte, was wollen denn auch die Appenzeller? — wenn wir's gehabt hätten, wie sie's haben, keinem Menschen wäre nur der Gedanke aufgestiegen, etwas Anders zu begehren; denn Alles was wir zu erringen wünschen und hoffen, das besizen sie schon, besizen mehr als wir nur verlangen. Was wollen sie denn, was können sie noch mehr begehren, als sie schon haben?!“

Solche und ähnliche Fragen sind keineswegs aus der Luft gegriffen, — und wenn auch ich bedenke: wie sich manchmal hie und da so seltsame Töne vernehmen lassen; wie hie und da deutliche Spuren der Unzufriedenheit, und eines recht beklagenswerthen Mißtrauens gegen unsere, für Vaterlandswohl treu besorgte Obrigkeit, auf vorhandenen Gährungsstoff schließen lassen: so fallt auch mir ganz unwill-

kürlich die Frage ein: „was wollen denn auch diese Leute?“ Es ist wahrlich an der Zeit, daß man diese Frage recht fest in's Aug fasse, ihre Beleuchtung möchte Manchen auf einen andern Punkt stellen, als der ist, auf dem er jezt steht.

Stehe mir Rede einen Augenblik, unzufriedener Landmann! und antworte mir auf die Frage: Was willst Du? — Etwa eine andere Verfassung? Bewahre Gott! für die läßt jeder ächte Appenzeller Leib und Leben. — Was denn, mehr Freiheit? Das Volk ist ja sein eigener Oberherr, hat die höchste Gewalt in seiner Hand, wählt die Obrigkeit, sanktionirt die Geseze ɩc. — Oder Verminderung der Abgaben, Erleichterung der öffentlichen Lasten? In gewöhnlichen Zeiten sind die öffentlichen Lasten leicht, nur unausweichliche Abgaben, die jeder Vernünftige billigen muß, werden bezogen; vor außergewöhnlichen Lasten, in besondern Zeitumständen, kann keine Verfassung und keine Regierung schüzen. — Oder billigere Vertheilung der öffentlichen Lasten? Man gebe Die kund, die nach Maßgab ihrer Kräfte zu wenig tragen, ich bin überzeugt es wird geholfen werden.

Nun was wollet ihr denn? Gewiß sind Viele, die durch Entstellung der Wahrheit, oder durch ganz falsche Gerüchte — — — irre geleitet, manche bittere Klage führen, die bei näherer Beleuchtung, als völlig ungegründet, wegfallen müßte —; Andere die nur so mitmachen, ohne bestimmt zu wissen warum. Die aber, die deutlich und bestimmt wissen was sie wollen, mögen vor Gott sich fragen, o b a u c h i h r e A b s i c h t e n a l l e e d e l s e i e n? — Ich trete nicht weiter darüber ein.

Gebe Gott, daß Jeder das Rechte wolle, und Keiner zur Erreichung selbstsüchtiger Zweke, den Saamen der Zwie-

tracht unter's Volk streue! Dann mögen immerhin Mißverständnisse entstehen, sie werden bald aufgeklärt, bald gehoben sein, und nie wird dann der Friede unter uns ernstlich gestört werden.

Wenn jemals, so ist's gewiß jezt ernste dringende Forderung der Zeit, eine Forderung, die ich mit unwiderstehlicher Gewalt, Jedem in seines Herzens Tiefe hineinrufen möchte: Seid einig! um unsers theuern Vaterlandes, um des Glükes unserer Nachkommen willen, seid einig! — — Eintracht allein kann vom Untergang uns retten. Mögen doch die Wirren um uns her, in der Nähe und Ferne, bald freundlich sich lösen, und ein Band, das Jahrhunderte unser Glük war, das Band der Bruderliebe alle Schweizer umschlingen! und mögest Du, theures Appenzellervolk! bei allen diesen Wirren, in ruhig würdiger Haltung dastehen, und das Wort, das deine lieben Söhne im frohen Liede *) wiederholt gesungen haben, in treuer Brust bewahren, und durch die That bewähren: „In guter Eintracht sind wir hier, wir Bürger, Freunde, Brüder ꝛc.“ Dieses Wort, ich weiß es, Tausenden ist's aus dem Herzen gesprochen. Des Volkes größter Theil will „gute Eintracht.“

Kek darf ich behaupten: Es ist Stimme von Tausenden, wenn ich Euch zurufe: Statt unzufrieden zu sein, sollte Jeder Gott danken, mit frohgerührtem Herzen danken, für das hohe Glük der Freiheit, das wir in unserm theuern Vaterland genießen. Es ist Stimme von Tausenden wenn ich bittend warne: Volk, gieb keinen ruhestöre-

*) Als sie vom 22—24. Febr. in Herisau einquartiert waren.

rischen Einflüsterungen, keinen Aufhezungen, woher sie immer kommen mögen, Gehör; laß Dir kein Mißtrauen einschwazen gegen die Obrigkeit, sondern forsche zuerst, ehe Du nachtheiligen Gerüchten glaubst, der Wahrheit nach! sie wird Dir nicht verborgen bleiben, und manchen widrigen Eindruk schnell wieder verwischen. Vergiß nie: wer leicht glaubt, wird leicht betrogen! Nimm keinen Theil an böswilligen Umtrieben; noch nie haben solche uns Gutes gebracht, und werden uns nie Gutes bringen. Stimme von Tausenden ist's, wenn ich dringend mahne: Geh' doch, Volk! den stillen, eines freien Volkes würdigen Gang der Ordnung, und wo diese gefährdet oder gar gestört werden sollte, da wirke Jeder, dessen Herz warm schlägt für Freiheit und Vaterland, mit vereinter Kraft, für Erhaltung oder auch Wiederherstellung derselben! Das bringt uns Ehre und Segen. Was kann schöner und lieblicher sein, als Ruhe und Ordnung in einem, durch Freiheit beglükten, Lande!

Die Zeit heischt Opfer: darf etwa dieser Umstand uns unzufrieden machen, unsern Mund zu Klagen öffnen. — Es gilt unsers Schweizernamens Ehre, diese soll uns doch lieber sein als unser Geld. Es ist das Vaterland, welches Opfer fordert, unser liebes theures Vaterland, und auf diesem heiligen Altar sollen wir bereit sein, unser Gut und Blut zu opfern, wie unsere würdigen Väter.

Habe ich nun recht geredet, liebes Volk, daß ich sagte: Ordnung wolle der Appenzeller, und Ruhe und Eintracht? — Ich hoffe doch damit nicht zuviel Gutes behauptet zu haben. Oder sollte etwa mein Glaube an die vaterländischen Tugenden meines Volkes zu groß sein? Nein,

ich halte fest an diesem Glauben, bis traurige Erfahrung mir denselben mit Gewalt entwindet. — Was Gott verhüten wolle!!

Wollen aber wir Appenzeller nichts weiter als Ruhe und Eintracht? — Zuerst diese, dann aber? Die Antwort giebt ein Andermal

W. in H.

Das Pferd und die Wespen.

Eine Fabel.

(Von einem Schullehrer.)

Ein Pferd zertrat mit seinem Fuße ein Wespennest, und zerstörte damit seine ganze Haushaltung. Die Thierchen brummten und summten gar sehr, und im Unmuthe sprachen sie: „Wer kömmt so grob daher und thut uns solches Leid?“ Schnell flogen sie aus ihrem Hause, und wild und zornig stachen sie den Gaul, als ihren Feind, am ganzen Leibe. Das Pferd, der Unschuld sich bewußt und glaubend, es hab' nichts verschuldet, fing jezt an, ganz wüthend auszuschlagen, und wollte sich, gereizt vom unverdienten Schmerz, am dummen Volke rächen. Die Wespen ihrerseits, die wollten sich den Glauben gar nicht nehmen lassen, es habe doch das stolze Thier das Unheil mit Bedacht, und wohl aus überlegter Feindschaft angerichtet, und so ward dann von beiden Seiten ritterlich gekämpft. Es wollte von Barmherzigkeit das Roß nichts wissen, und Schonung und Verzeihung war auch bei den Wespen nicht zu suchen. Die Frage ward jezt allgemein: „Wer wird

am Ende wohl noch siegen?" doch sieh'! den Wespen blieb der Plaz, und sie behaupteten das Feld der Ehre. Mit Stichen, Wunden, Beulen, Schmach und Schande ganz bedekt, ereilte der Besiegte bald im hinkenden Galopp das Freie, — und die vom Siege trunknen Wespen bauten frisch und froh ein nagelneues Haus.

Lehre:

Mancher große Fürst und Mächtige der Erde ist diesem Pferde gleich. Er drükt und plagt das Volk, und weiß und fühlt es nicht. Er tritt wohl gar, doch ohne es zu wollen, die heiligsten der Menschenrechte selbst mit Füßen. Bemerkt er nun im Volke stilles Stöhnen, lautes Seufzen, Klagen, Murren, so nimmt er seine Zuflucht zur Gewalt, und Grausamkeit folgt seinem ernsten Drohen, bis er der übermächtigen Empörung, und der Wuth des aufgereizten Pöbels unterliegen muß. Das Volk ist dann auch nicht mehr Volk, wenn es in Wuth geräth; der ruhige und stille Hause, — Alles wird — zum Pöbel.

H.

Anekdoten.

Ein Schiffsjunge, mit welchem der Kapitän unzufrieden war, wollte keinen Wein im Schiffskeller holen, aus Furcht, man segle weiter, und lasse ihn dahinten.

* *
*

Eine Frau versicherte in allem Ernste: „Wenn der Ma e Bezele recht thät, i wettem gern Zehne, nüd gad Föse grad gelte loh.

* *

In Pommern starb ein Kind, weil es in einen Kübel voll siedenden Wassers fiel.

Der Meßmer bemerkte in seinem Kirchenbuche diesen Vorfall so: den — 1804, gestorben N. N. an einer heißen Wasserkrankheit.

* * *

Ein schlechter Haushälter sagte: Wie viel er immer ausgebe, so werde er doch kein Herr, und doch höre er so oft von einem Herr Ausgeber, (Herausgeber).

Kleine Sprüche.

Ein Herz, in welchem Rache wohnt, findet selbst im Himmel keinen Himmel.

Um ruhig zu leben, ist mehr daran gelegen, keine Feinde, als viele Freunde zu haben.

Die meiste Noth haben wir gewöhnlich dann, wenn wir einmal keine haben, denn da sind wir in der Regel beschäftigt, uns Noth zu machen.

Das Bischen Gold, das in der Welt kursirt, macht mehr Schurken, als es Goldstüke in der Welt giebt.

Möge der Dichter lügen, wenn er sagt:

Wenn die Fluren neu sich zieren,
Wenn des Frühlings Freuden nah'n —
Fängt die Liebe bei den Thieren,
Und der Krieg bei Menschen an.

Appenzellisches Volksblatt.

Nro. 4. April. 1831.

Wir deliberiren, ob wir die Stiefel wixen oder schmieren.

Haubendräth,
Präsident der volksthümlichen Gesellschaft
in Krähwinkel.

Der Rath am Eulenhorst.

In der Beilage zu Nro. 8. der St. Galler Zeitung wird bemerkt: „Unsere Appenzellische Verfassung sei nicht „wahrhaft volksthümlich und frei zu nennen, wenn z. B. „der 14te Artikel unsers Landbuchs verbiete, etwas aus „dem Großen Rathe zu sagen, das schädlich sein könnte, „da doch, wie man nur mit Erröthen bedenken könne, „die Deputiertenkammer in Frankreich dem Volke geöffnet „sei;“ — und in der Beilage zu Nro. 10. wird hierüber weiter gesagt: „Wenn das Volk das Wahlrecht ausübt, „so soll ihm die Gelegenheit verschafft werden, die Gewähl„ten in den Arbeiten, zu denen sie bestimmt sind, zu beobachten „und kennen zu lernen. Wie lange wird es noch hergehen, „bis die Thüren der Rathssäle auffahren? Nur bei geöffne„ten Rathssälen kann das Volk die wahre Probe über die „getroffenen Wahlen machen, ohne welche jene, um es nicht

„zu übertreiben, das Wahlrecht bloß eine Halbheit ist,
„u. s. w.“

In der erstern Beilage wird ferner behauptet: „Ein „Land sei nicht durchaus frei zu heißen, wo der gemeine „Soldat das Wahlrecht nicht ausübe, d. h. wo die Kom„pagnie die Kompagnie-Offiziere nicht wähle, ꝛc.“

Endlich glaubt der Hr. Verfasser: wenn unsere Verfassung, wie ein anderer vor ihm behauptete, die unmittelbare Wahl der Stellvertreter sichern soll, so müsse in Zukunft auch der Rathsschreiber nicht mehr von Neu- und Alt-Räthen, sondern von der Landsgemeinde gewählt werden. Diese Wahl gehöre dem Volke eben so gut, als die Wahl des Landweibels und des Landschreibers. — Auch der Tagsazungsgesandte, das Mitglied der obersten Bundesbehörde, sei ein Stellvertreter, und dennoch werde er nicht unmittelbar vom Volke, selbst nicht einmal von der, nach der Landsgemeinde höchsten Landesbehörde, (Neu- und Alt-Räthe) sondern bloß vom Großen Rathe, gewählt. Eben so wenig, als der Rathsschreiber und der Tagsazungsgesandte werden die Mitglieder des Ehegerichts, und die Mitglieder einer andern Behörde, des Zusammentrittes, unmittelbar vom Volke gewählt, nicht zu gedenken des Landesbauherrn, des Kandidaten des Landfähndrichs im Auge der Beamten, der Mitglieder der beständigen Kommissionen, als: der Polizei- und Verhörkommission, der Schul- und Militärkommission.

Da die, sonst wakere und freisinnige St. Galler Zeitung noch neu, und namentlich in unserm Lande noch wenig verbreitet ist, so halten wir es für Pflicht, einerseits die Leser des Volksblattes mit obigem Inhalte um so mehr

bekannt zu machen, da er von einem rüstigen Appenzeller herrührt, und anderseits unsern Lesern die uns mitgetheilten Ansichten eines neu entstandenen Raths am Eulenhorst über obige Gedanken und Vorschläge, um so weniger vorzuenthalten, als über den betreffenden Aufsaz sich, unsers Wissens, noch keine Stimme hat vernehmen lassen. Noch muß dem Aktenstüke die Bemerkung vorangeschikt werden: daß der fragliche Rath, der Rath am Eulenhorst genannt wird, weil er sich am Eulenhorst versammelt, und daß man ihn auch nur schlechtweg den Eulenrath heißt, weil er seine Zusammenkünfte gewöhnlich zur Abend- oder zur Nachtzeit hält.

Actum denn vünfzehenthen Merz 18031.

Wir haben in der häutigen sitzung in weisse Berattung gezohgen, ob in Zukunfft in unserem kanthon Aphenzell Userroten der Große rath bei offenen Thürren solle abgehalten werden, inmaaßen auch in frankrich und in anderen Schweizerstätten die Ratsfälle dem gemeinen Volk aufgethan und geöfnet sind, und haben einheilig gefunden, Ja freilich, sintemalen es eine ehrliche sach ist, daß man die Herren gar wohl darf anlugen, und ihren Reden, Urteilen und sprüchen darf zulosen; wenn aber der Fall eintreffen thäte, daß der gemeine Lantman dem Rathe nicht mehr mag zulosen, so soll derselbige die Freie wahl habn, und die Oberkeit soll mögen die Thüre zuthun, laut oder leis, nach belieben und wohlgefallen, wenn niemand mehr wunderet. Angesehen aber, daß die Häußer, in welchen gemeiniklich der grosse rath vorgeht, nicht so beschaffen sind, daß sie vielej leuthe fassen, sondern eng und kleingängig sind, so

geht unßer allseitigs gutachten dahin, daß die grosen Ratsversammlungen auf dem Landsgemeindplatz, oder sonst auf Einer Wiese oder Weide jedesmal, und so lange möchten Stadt haben, bis der obvermeldete Zeitpunkt eintritt, da es den Landleuten verleidet.

In der glaichen sitzung wurde die Frahge aufgeworfen: ob der Gemeine soldat unbedingten gehorsam seinem Ofizier schuldig, und ob es auf dem Weg Rechtens seye, wann der soldat das wahlrecht nicht ausübbe? Antwort: nein, und ist angesehen und Erkennt worden: Es soll in Zukunft jegliche Kompaney nicht bloß ihren Herr Haubtmann, sondern auch alle Ofiziere vom Unterleutenammt aufwärts, und vom Karporal abwärts, so viel es noch leiden mag, wählen, bestättigen, absetzen, und im Notfall auch erscheußen mögen, wie es dem freyen Lantmann beliebt und wohlgefallt. Das Gleiche soll auch gelten, und in Kraft erwachsen für das ganze Battali in betrefnuß seines Komedanten, denn Erstlich kommt gar viel auf die soldaten-Führer an, also daß schon unsere Altforderen gesagt haben: Ein Haufe Hirschen den ein Leuw anführt, ist mehr zu förchten, denn ein haufe Leuwen, den ein Hirsch anführt, — und zum Anderen sind Wir der Gutten Zufersicht, die soldaten werden gewiß allemal die bekanntesten, folgsamlich die besten zu ihren Ofizieren wählen, so daß sie recht angeführt werden. Und nicht nur das, sonder wir sind drüberhin des willens und der steiffen und Festen meinung, es möge dieses Volsdümmliche Recht auch auf Andere stände abliziert und angewendet werden. Demzufolge achten Wir es sehr billig und der sache Angemäsen zu seyn, daß die faterländische Schulergosenschaft in jeder gemeinde ihre

jeweiligen schulmaister, die weißenkinder ihren weißenvater, die Fogtkinder ihren Fogt, auch die Bettler einen ehrsamen Betteljager, summa alle zu Führenden ihren führer selber wählen oder entsetzen mögen; hierbey sind nur außgenohmen die tauffkinder, als welchen nicht gestatet sein Solle, ihre Götti und Gotten selber zu suchen, sonderen die Ellteren solen ihnen, wie bisher, darzu Behülfflich seyn.

Zum Beschluß wurde noch in Erörtterung gepracht: der Artikull wegen denen Stellfer Tretteren, worbey in Tischkusion gekomen, ob in Zukunft der Radschreiber, der tag Sazungsgesantte, der Lanzbauherr, die Ehrichtere, die mit Gliedere der bolizei- Verhöhr- schuol- und milidör - Komeißion u. s. w. wie bishero von denn neu- und allt- räten oder aber von der souverähnen Landsgemeind sollen erwellt, und konvirmiert werden, worbei aber die Landsgemaind weitaus das grösere Meer überbekommen hat. Nicht nur hatt der dießfallsige vorschlag unßerem Hochweißen rathe über die Maasen wohl Gefalen, sonder die mehresten Mitgliedere wären Geneigt und Gemeint, dem selbigen gleichfahls Eine weittere Austhenung zu geben, so daß von nun an von der Landsgemaind müßten erwellt werden, nebst dem Tagsatsungsgesanten, Ratschreiber, Pauher 2c.

1. Dem Gesandden sein Uebereuther und sein Gutschner, angesehen das Es sehr wichtig ist, das Er nicht auf Pasel, rabberschwihl, Nierenberg, Angstertamm, Liechtensteig u. s. f. anstadt auf Zürich, Bern, oder luzern geleitet und geführet Werde.
2. Der Buchdrucker, welcher die Oberkaitlichen Brodklamazionen, mahndahte, Ehdickte druken thut, als durch welchen Vielles Ofenbahr wird.

3. Die tamppuren und pfeifer, ohne deren dreymaliges, Trommlen, Pfeifen und umschlagen die Lantsgemeind niemals angeht, so wie gleicher Gestallt auch derjenige, welcher diesen Beamtethen die Schiltle verfertiget, Item die Spießmannen, Welche den Beamtethen platz machen, damit die Landsgemaind anfangen kann, ohne welches Mann Notapchne unverrichter sach Auseinanter müßt.

4. Entlich noch diejenigen, Welche den Gmändstuhl auffrichten, massen Sonst kein Her auf demselbigen erscheinen könnte, und daß versahmelte Volk den, auf Grund und Boden redenden nicht ferstehen würde. Daß auch derjennige Schneiter, welcher die Landfarben macht, unter diese Pehrsonen einbegriffen werden solle, wurde nicht angenohmen, weilen es demselbigen an Herz und stimme, zum Anhalten, manglen, und ein Allgemeines Gelächt entstehen könnte.

Da, wie ein Nicht mitstimendes Mitgliet unseres Rathes anmerkte, durch diesere Wahlen die Geschäffte um ein Guthes vermehrt werten, so gieng noch die Erkanntnuß: Es solle ins künfftige die Landsgemaind des morgens um fünf Uhr Bättleutens Zeit den anfang nehmmen, oder mit unseren Vorschläggen Alles Nichts sein;

folgen die Unterschrifften.

Ein kurzes Wort von einem Landmanne, über das Leben und Streben in unserm Appenzellerlande.

Wir Appenzeller leben in einem kleinen Staate, in welchem weder Adels-, noch Geschlechts-, noch andere Vorrechte herrschen. Der Arme gilt so viel als der Reiche, und der Bauer so viel als der vornehmste Herr. Wir haben unsere Landsgemeinden, an denen wir unsre hohe Landesobrigkeit selber können sezen und entsezen, wählen oder bestätigen. O, welch' eine schöne Sache! Möge doch dieses köstliche Kleinod noch Jahrtausende fortbestehen, und wie ein väterlicher Segen auf Kinder und Kindeskinder unangetastet uns sein und bleiben!

Ach, wie viele Tausend Menschen sind, die sich nach einer solchen Freiheit sehnen, und, so oft sie von der Appenzeller Freiheit hören, in ihrem Innern darnach lüstern werden!

Aber mit diesem ist es noch nicht gethan; mit diesem steht noch nicht Alles gut; wir sollten auch ein festes Gesez haben, nach welchem sich jeder Landmann, so wie auch die Obrigkeit, richten nnd verhalten kann und soll.

Wir haben zwar Geseze; wir haben das sogenannte Landbuch, das Landmandat, die Erkanntnisse und Beschlüsse des Großen Rathes; allein, was nüzt es uns? Der gemeine Landmann kann sich nicht daran halten; die Obrigkeit eben so wenig, sondern diese muß sehr oft nach Willkühr und nach Gutbefinden urtheilen. Es ist jezt so, und wird wohl noch lange so sein, daß Fälle eintreten, für welche man keine Geseze hat; auch kann man nicht für alle

möglichen Fälle Geseze machen, und es wird die jeweilige Obrigkeit auch in der Zukunft nach Gutbefinden richten müssen. Indeß möchte ich doch fragen: An wem fehlt es mehr, daß wir ein so unvollkommenes Gesezbuch haben, an der Obrigkeit, oder am Volke? Ich habe keine Zweifel sondern sage geradezu, nach meinen schwachen Einsichten: daß es mehr am Volke, als an der Obrigkeit fehle, denn das Volk ist der Gesezgeber, und die Obrigkeit ist des Gesezes Verwalterinn.

Das es aber am Volke fehlt, davon ist, wie ich glaube, der Umstand die Hauptursache: daß man so ungleiche Gesinnungen und Ansichten hat. Der Eine will dies, der Andere das. Viele Leute sagen, ohne es zu kennen, oder zu prüfen: Nur nichts Neues! Nur nichts Neues!

Andere mag es geben, die gar zu viel Neigung zum Neuen haben, und glauben, alles Alte sei nicht mehr gut, und wollen sich damit entschuldigen, daß es jüdisch oder heidnisch sei; ja man dürfte sagen: wenn man fast teuflische Sachen einrichten wollte, es würde ihnen besser gefallen, und dieses bloß, weil es neu ist.

Wieder Andere mögen sein, die zu Niemand Zutrauen haben, weder zur Obrigkeit, noch zum Volke; und wenn eine Sache noch so gut sein möchte, so glauben sie es nicht, und lassen sich auch nicht belehren, um die Sache besser einsehen zu können.

Zu Allen insgesammt möchte ich sagen: Prüfet Alles, und das Gute behaltet!

Daß es zuweilen auch an der Obrigkeit fehlen könne, ist sehr wohl zu glauben. Man darf nur 10 Jahre zurükdenken, da man auch auf der Spur war, die Geseze zu

verändern, und das Volk hätte darüber entscheiden sollen, ob die Abänderung anzunehmen oder zu verwerfen sei, ohne daß es dieselbe genugsam kannte, indem viel zu wenig Exemplare des Entwurfes ausgetheilt wurden. Dazu hatte das Volk zu kurze Zeit, die Sache zu überlegen und kennen zu lernen; auch hatte man gesehen, daß Artikel zum Vorschein kämen, die dem gemeinen Manne und unserer Freiheit nachtheilig gewesen wären. Darum ist man so erzürnt worden, daß man das Kind mit dem Bade ausgeschüttet hat.

Aber jezt, glaube ich, ist es wieder an der Zeit, einen Versuch zu machen. Der jezige Zeitpunkt scheint ganz dazu geeignet zu sein. Man ist ja überall, fast in der ganzen Schweiz mit Gesezesabänderungen beschäftigt, und deßwegen wünschte ich, daß man auch in unserm Lande das Werk angreifen, und Mancher meiner Landesbrüder vom Schlummer aufwachen, und mit Bedachtsamkeit nachsehen möchte; denn wenn wir immer schlafen und schlummern, so stehen wir nicht nur stille, sondern wir kommen zurük, und werden das Ziel nicht erreichen, welches wir erreichen sollten, wenn unsre Freiheit nicht geschmälert werden darf. Man sehe nur die Erkanntnisse und Beschlüsse von Neu- und Alt-Räthen und vom Großen Rathe, von 1803 bis 1829. Es ist freilich auch viel Lobenswerthes in denselben enthalten, und man hat nur allermeist dafür zu wachen, daß nicht der 25. Artikel im Landbuche eingeschläfert werde, und der gemeine Mann Gefahr laufe, einige seiner Rechte und Freiheiten zu verlieren.

Gespräch zwische Hs. Jokeb ond Hs. Uorech.

Ueber die Versammmlungen hinter der Sitter.

H. U. Grüß Gott, Hs. Jokeb.

H. J. Groß Dank, Hs. Uorech.

H. U. J ha ghört, du seiest gester au bi der Bureversammleg i der Waldstadt gsee. Es het mi scho lang gwonderet, was au verhandlet wer; worest mer nüd e chli devo erzähle, was au vorcho sei. Me sät do vo gär Vielem, das der Daniel Näf von Urnäschen wöll endere ond ifüöhre.

H. J. Es ist wohr, i ha der Versammleg au bigwohnt, ond os purem Gwönder. J ha de D. N. söß as en brave Maa kennt, ond do ischmer gsee, es sett nüd alles wohr see, was me vonem erzählt. J globe au jetzt no, der D. N. menes nüd böse, aber er kennt vieles, was d'Recht abetröfft nüd g'nug, ond d'Bure, wonem gwöhnlich abloset, nehmet alles för ganz richteg uf, was er sät, willem fast niemet wedersprecht, ond das ist en große Fähler; denn of die Art chont viel Jrthum is Volk. J will der jetzt en Punkt om den andere vo dem was vorcho ist, so guotis no wäß, erzähle.

Zerst wo der Daniel Näf cho ist, so heter met dem agfange, daß ers för guot het, wenn au Gegered statt het, ond wenn, wo mene nüd recht verstiehnd, au gfroget wor. Of das het er denn de Brief oder das Schribe verlesen, das der Tüferkommission vo den Urnäschere igläat worden ist. Er het fast bime jede Satz sine Amerkege gmacht, die wohl ane gsehe hend, om das Schribe besser z'verstoh. E paar Maane hend allerlei Froge gmacht, ond zimmle z'merke gee,

daß es ehne nüd gfalle hei, daß si d'Urnäscher vo der rechtmäßigen Obrigkeit nüd hend wölle abstrofe loh, ond so gär vo der Landsgmend en unpartheiisches Gricht verlange wöllet.

Hs. U. Het e ken gsät, daß es nie de Fall gsee sei i üserem Land, daß mene anders Gricht nedergsetzt hei; ond daß me während eme Strit no üserem Landbuoch ke nüs Gsetz machen oder gär d'Verfasseg verändere dörf.

H. J. Es het en gfroget, was för en Artikel im Landbuoch ehne das erlobe z'thuo. Der Daniel Näf het aber au ken gwößt.

H. U. Es het wohl en Artikel im Landbuoch, der dem Landmaa das Recht zusichert, daß er eppes, wovon er globt, daß es dem Land guot ond ersprießlich wär, der Landsgmend dörft selbst vorbringe, ond wenns der groß Roth scho nüd für guot fönde wor. Aber das ist no miner Asicht nüd e Sach, die dem Land guot ond vo allgmenem Notze wär, wenn mene paar Maane, die dör ehr Betrage Strof verdient hend, wet o gstroft e weg loh. Ond si begehret nünt anders as seb.

H. J. I glob es au. Aber för d'Zuokunft wärs doch guot, wenn me no neben dem große Roth enanders Gricht von eppe 7 — 9 oder 11 Herre het, das die viele Prozeß i üserem Kanto beurtheile chönete; es würd dem Land jährlich e große Summ erspäret, ond es gieng au alles oparthiischer zuo. Au der D. N. luoget das e so a.

H. U. I stimm der au bi, aber i dieses Gricht müßt me denn nüd blos rechtschaffene, sondern au dezu die gschikteste ond i de Rechte erfahreste Männer neh, wo mer no hettet.

H. J. Witers het denn der D. N. das Schribe vor-

glese, wo dem große Noth igläd worde ist. Er hets hantle tadlet, daß d'Obrigkeit demselbe nüd viel grechnet het! Woner mit dem fertig gsee ist, ond au alles wieder witläufig erchlärt het, so het er denn ime n'Usatz darthuo, wie einige Gmende i üserem Kanto, i dene i der verdienstvolle Zit d'Güter thür ufkauft worde seiet, jetzt, wo me fast nünt me chöm verdiene, ine drückende Armuoth ond i große Mangel grothet, so daß sie nömme im Stand seiet d'Zinse ond d'Abgobe z'entrichte, ond ebe deßwegen müeßet offene Mittel denke, wie diesem Oebel einiger mooßen abz'helfe sei. Ond dieses Mittel globe er darin z'fönde, wemene Grundstür iführe wor.

H. U. J ha au scho vo dem ghört ond an deröber nohe denkt, aber i globe nüd, daß das üserem Ländle guot wär oder Notzen brächt. J luogena, es wär met viele Schwierigkeite verbonde; ond wennme d'Abgobe ine billigeres dem Richthum der Gmende agmeßneres Verhältniß bringe wor ond die Richste e chli me verstüre woret, so chönt si ke Gmend chlage. Ond di richere Gmende sönd doch noeme Landsgmendbschloß nüd scholdig, die Arme inandere Gmende z'erhalte. Ond das müßtets, wenne Grundstür igricht wor.

H. J. Jo luog, es gäng einige Gmende ond villicht grad de ärmste no wieder viel ab; denn der D. R. het gsät, Vogtchenderguot müßt nüd so höch wie anders, Gmendsguot aber ond was d'Kauflüt ond d'Molkengrempler a Waar oder ebe im Handel hetet müßt gär nüd verstürt werde. Jetzt denk, wie viel Kapitalbrief os einige Gmende i Vogts Hende sönd.

H. U. Ond wenn hüt en gvogtet ond morn en andere

vogtlos werd, was gäb das nüd för e Müh, no das alles ufz'schribe; me müßt jo fast e ägne Schribstobe dezuo ha. Es wär guot wenn en gschide Maa de Lüte das alles recht oßenander setze wor, wo he das chönt füehre. Ist söß nünt me vorcho?

H. F. Jo frile. Er het of das e Schribe vorglese, das er, globi, der Revisionskommissio, wenn a der Landsgmend ene erwählt werd, igee wett.

H. U. J muoß di do jetzt no onderbreche, het der D. N. au eppes of der Verbessereg des Landbuochs?

H. F. O jo, er het gsät, es sei durchus nöthig, daß der Landmaa au wieder wöß, wora er si chöm häbe, jetzt wößers nomme.

H. U. Das gfallt mer; jetzt fahr no fort ond säg mer, was för e Schribe das gsee sei!

H. F. J dem Schribe stoht vo de religiöse Parthien i üserem Kanto, wie uffallend es sei, daß bis vor wenige Johre ime Kanto, wo unumschränkte politische Fryheit herrsche, no Glaubeszwang statt gha hei; der Glaubeszwang sei der Denk- ond Preßfryheit ganz z'weder. Denn ist er au vo de Schuole ond vo de Schuolmeistere cho. Er het d'Landschuolkommissio nüd för göltig, will si nüd vo der Landsgmend erwählt sei, ond nüd för guot, daß si d'Schuolmeister müesset von ehr examiniere loh, will si z'viel fordere, onds nüd so viel bruch z'könne, om z. B. i Hondwyl oder i Urnäsch Schuolmeister z'see oder z'werde. Er wör au ameiste Schuolmeister fristelle, d'Schuollehrerkonferenzen, oder wie mes häßt, z'bsuche oder nüd.

H. U. So, das luoget er jetzt doch gär nüd a wieni. Dör das, daß si d'Obrigkeit der Schuole ond der Bildeg

der Juged agno het, ist d'Obrigkeit ond üse Land i der Schwiz ond im Osland inen guote Ruof cho, ond mer sönd doch au scholdig d'Ehr des Vaterlandes z'befördere; ond ohne das, meni, wärs scho mengem bas cho, wenner meh het chöne as mönder. Het er nünt gsät vom Katechisme?

H. J. Jo freile; er wetts, wenne i recht verstande ha, de Gmende öberloh, en nüe, wenns e mol en get, izfüehre oder den alte bizbhalte.

H. U. Seb dunkt me jezt brav. Was ist do witers no vorcho?

H. J. S'Orthel vom große Roth wege den Urnäschere ist do no verhandlet worde; ond will näbe en in der Hiz e paar mißbeliebige Wort gredt het, so het der D. M. gförcht, es chönt no Böses dros entstoh, ond do het er gad ufghört.

H. U. Me set doch luoge, daß es nüd wieder dohe chiem, daß Oruhe ond Hendel entstoh woret, ond daß der e ment der ander müeß au för guot ha, was er för guot aluoget. Me set denand i der Liebe chöne sine Asichte mitthäle, onds denn prüfe onds Guot oder s'Best behalte.

H. J. Jo, ebe e so seppes mache, ond denand nüd wege sine politische Asichte z'Haß aneh. Die Alte chöntet de Junge os Erfahreg säge, daß nünt Guots für üse Land os dem entstiehd.

H. U. J ha jezt all no die best Hoffneg, es chöm guot use.

J dank der jezt au Hans Jokeb, für dine Erzähleg; i muoß jezt goh, leb wohl!

H. J. Jo, leb au wohl, chom bald wieder.

M.

Etwas über die Polterer und Großhansen in der lieben guten alten Zeit.

(Skizzen aus der Zeitgeschichte entnommen.)

Daß es in den älteren Zeiten, bei den mangelhaften Erziehungs-, Schul- und Bildungsanstalten, und bei dem schlechten Polizeiwesen, noch aller Orten, und so auch besonders in unserm Lande lärmende Tober und Polterer, ehrgeizige und rachsüchtige Großhansen gegeben habe, die oft die Geisel ihrer Leidenschaften schwangen, und den Beweis der Roheit in Sitten und Gewohnheiten gaben, beweisen uns die Geschichte und unser Landbuch. Ein flüchtiger Blik auf die Artikel 129 bis 157 lehrt uns, wie Frevel, Hader, Schlägereien, Bußen und Todschlag an der Tagesordnung waren, wie kein Heiligthum, weder Raths- noch Gotteshaus davon verschont blieben, und durch das sogenannte Faustrecht die persönliche Sicherheit in so hohem Grade gefährdet wurde, daß nicht nur einzelne Privaten, sondern auch Beamtete geistlichen und weltlichen Standes, des Schuzes bewaffneter Leute bedurften, um sich vor Angriffen sicher zu stellen. In jenem Landbuchsabschnitt sehen wir, wie besondere Verordnungen über Schlaghändel auf Leben und Tod mit bewaffneter Faust aufgestellt, und gütige und Eidbotte zu mehrerenmalen angelegt werden mußten, und daß selbst das schöne Geschlecht um ähnlicher Vergehungen willen, einschränkender Geseze bedurfte.

Aus der Geschichte ersehen wir, wie im Jahre 1439 zwei Landleute Ulrich Himmeli und Johannes Müller mit ihrem Landammann Ulrich Häch zu Appenzell

in einem verworrenem Rechtshandel begriffen, vor den Appenzellischen Gerichten kein günstiges Urtheil fanden, und dieser als freier Appenzeller die Appellation vor das Hofgericht Rothwil nicht annehmen zu sollen glaubte, ihm auf dem Weg nach Herisau ob Zweibrüken aufpaßten und todtschlugen; wie 1440 ein Pfarrer und Kaplan in Herisau mit ihren Pfarrkindern handgemein wurden, und sich mit Dolchen verwundeten; wie im einzigen Jahr 1480 die moralische Verdorbenheit in der Schweiz so groß war, daß 1500 Verbrecher hingerichtet werden mußten, und ein 1617 zu Trogen mit dem Rad hingerichteter Paul Schwarzenberger über 700 Mordthaten, Häuser- und Scheunenbrände bekannte, und durch das Anzünden des Dorfes Gais seine vielen Vergehungen bekrönen wollte.

Demagogische Umtriebe niedrigen Gehalts und aus schlechter Quelle, giebt uns die Geschichte unsers kleinen Freistaats im Anfang des 16. Jahrhunderts an. Der von Ehrgeiz und Rachsucht erfüllte Rathsherr Jakob Büchler von Eggerstanden wußte sich durch empörende Verläumdungssucht einen Anhang zu verschaffen, Unruhe und Zwietracht zu verbreiten, über rechtliche Männer herzufallen, und sogar den braven Landammann Eisenhut ob seinem Präsidentensiz zu reißen, diesen in Ketten und Banden zu schlagen, auf die nichtswürdigste Weise in das Gefängniß abführen, und vor Erkennung seiner Unschuld, aus Kummer und Gram seinen Geist aufgeben zu lassen. Vermittelst der bei'm gemeinen Wesen errungenen Gewalt und Einflusses, übte Büchler vier Jahre lang ungestraft sein eigenmächtiges Treiben und Wesen, sezte rechtliche Männer des Raths ab gegen die Wahl seiner Creaturen, und konnte nur durch

gemeineidsgenössisches Einschreiten gebändiget, mit Geldbuße belegt, gefänglich eingezogen und seiner Ehre und Wehre entsezt werden.

Ein eben so arges Schauspiel bietet uns der Vorfall mit dem Klosterbrand in Rorschach dar. Die jezt nicht mehr zu Kriegsübungen geneigte Gemeinde Urnäsch folgte am Kilbesonntag 1490 den Reizungen einiger St. Gallerbürger zur Abhaltung einer Kirchhöre, worinn dem dortigen Abt der Krieg erklärt, ein allgemeiner Aufbruch gegen den neuen Gotteshausbau beschlossen, vom mit einverstandenen leidenschaftlichen Landammann Schwendiner darin unterstüzt, alle andere Gemeinden zur Beihülfe aufgeboten, Grub zum Sammelplaze bestimmt, und der Brandzug mit so unvernünftiger Hize begonnen und vollführt wurde, daß keines erfahrenen Landammanns Zidlers noch anderer kluger Männer abrathende Stimme mehr geachtet wurden, und die Brausköpfe des jezt so unkriegerischen Thalorts Urnäsch eine große Schuld an dem Verlust des so schönen und fruchtbaren Rheinthals hatten.

Eine andere Geschichte beweiset die ungebundene Macht des früheren Geistes der Zeit und der Begriffe, und die Gewalt der polternden Großhansen. Der sogenannte Jäger Johannes Diem von Schwellbrunn, ein Hufschmied, geboren zu Herisau im Jahr 1633, war ein trefflicher Schüze und leidenschaftlicher Jäger, und suchte dadurch seinem niedrigen Namen einige Bedeutsamkeit zu verschaffen. Ein ungebundener frecher Sinn, beharrlicher Muth, unbegränzter Ehrzeiz und seine Riesengestalt und Kräfte zeichneten ihn vor Andern aus, und machten ihn furchtbar wo er hinkam. Weder die Obrigkeit noch ihre Verordnun-

gen; weder Geseze noch Uebungen galten ihm etwas, wenn es seinen Absichten nicht entsprach, die allein der Leitfaden seines störrischen Willens und Eigensinnes waren. Als er einst bei'm Amtmann Straub in Peterzell wegen Uebertretung der St. Gallischen Jagdverordnung beklagt war: jagte er dennoch den ganzen Tag vor den Augen und bis nahe zur Wohnung des Amtmanns fort, trat dann keuchend in seine Stube, und forderte trozig ein Glas Wein. Während er dieses stehend genoß, schrie er demselben mit fürchterlichem Tone in's Gesicht, mitten in der Stube seine Flinte ladend: „Was hast Du jezt von mir wollen?“ Der Amtmann merkte, was es absezen sollte, trat etwas zurük, und antwortete in freundlichem Tone: „Meister „Hans! Ihr wisset wohl, daß man in unserem „Toggenburg nicht wie in Euerm g'freiten „Lande jagen darf, ohne besondere Erlaubniß „unsers gnädigen Abtes und Herrn, und da ich „also dessen Stellvertreter bin, und wachen „soll, daß diesem ein Genüge geschehe, so bist „Du als Uebertreter verklagt. Da Du aber „ein guter Hans bist, so wird es für dießmal „nicht so viel ausmachen, und zwar in der „Hoffnung, daß es nicht mehr geschehen werde.“ Obschon Diem mit diesem Bescheid ganz wohl zufrieden war, so fuhr er doch in seiner bisherigen Gewohnheit fort, ließ unweit der Wohnung des Amtmanns seine hungrigen Hunde wieder los und ging auf Raub und Beute aus.

Eben so ärgerlich und strafbar benahm sich der gleiche Joh. Diem am 12. Jänner 1662, als er nach beendigtem Gottesdienste ganz eigenmächtig, und ohne Wissen und

Willen der Vorgesezten, eine Kirchhöre erzwang und abhielt, dafür vom Großen Rath fl. 15 gebüßt wurde, aber durch sein troziges Benehmen es so weit brachte, daß die Obrigkeit am 24. Oktober 1666 ihm diese Buße nachließ, und sich nur sein stilles Betragen vorbehielt. Solche Züge bezeichnen den Geist des Zeitalters, die Macht des Starken und Frechen im freien Lande auf die persönliche Freiheit und Sicherheit der Mitbürger und die Schwäche der selbstgewählten, ihre Würde nicht kühn erkennend und behauptenden Regierung.

Gegenwärtig kennt man keine solche Großhanse und Polterer mehr, und sie würden auch weder Anhang noch Glauben finden, da mehr Anstand und Volksbildung, mehr Gefühl für Recht und Ordnung, und kräftigere Mittel zur Handhabe des öffentlichen Gehorsams zu Gebote stehen. Man würde sich sehr täuschen im Glauben, daß in früheren Zeiten mehr Freiheit herrschte als jezt, da der damalige Begriff hievon bei der Obrigkeit und dem Volk meist in Willkürlichkeiten, Anmaßungen und demagogischen Umtrieben bestand, die unter dem Aushängeschild von Volksfreiheit viel Uebels und arge Despotie verbreiteten, wie es jezt der Fall mit dem Verfassungswesen in einigen Theilen des Kantons St. Gallen ist, wo Unverstand und Bosheit, Verdächtigungen und Gewaltthätigkeiten, die Anerkennung des Guten uud Zeitgemäßen hindert und ein Provisorium verlängert, welches dem Kanton weder zur Ehre noch zum Gewinn gereichen kann.

G. Büchler.

Anekdoten.

Bei der lezten Inspektion vor der Sitter im K. Appenzell bemerkte der eidgenössische Obrist: es scheinen bei den Uniformen die Krägen nicht alle gleichförmig zu seyn. Ein Militär von G. gab Auskunft und sagte: die anscheinende Ungleichheit rühre nur von dem Umstande her, daß nicht alle Soldaten ordonnanzmäßige Hälse haben.

* * *

Eine alte Matrone in W. beschaute die durchziehenden Tokenburger-Soldaten mit der Brille. Die lustigen Krieger riefen ihr zu: sie könnte die Brille wohl von der Nase wegthun. Das kann ich nicht, erwiederte das ungute Mütterchen, bis größere Mannschaft kommt.

* * *

Ein Bauernkerl kam als Rekrute in die Niederlande; kaum dort eingetreten, wurde er mit einem geübten Soldaten uneins und sollte sich mit ihm im Zweikampfe schlagen. Er wollte lange nicht; endlich fügte er sich. Während aber die Uebrigen auf dem Kampfplatze die erforderlichen Zurüstungen machten, ergriff der Rekrute seinen Sabel und spaltete mit einem tüchtigen Hiebe seinem Gegner den Kopf, mit den Worten:

„I will allsgmach afoche.“

Appenzellisches Volksblatt.

Nro. 5. Mai. 1831.

Derjenige ist der beste Redner, welcher in seiner Rede alles Gehörige sagt, und nur das Gehörige, und das zu Sagende gehörig sagt.

Aristoteles.

Eröffnungsrede, gesprochen von Tit. Herrn Landammann Oertli, an das zur Landsgemeinde in Hundweil versammelte Volk.

Vorwort.

Den Landleuten ist es schon bekannt, und den Auswärtigen ist es in öffentlichen Blättern zu wissen gethan worden, daß Sonntags den 24. April das Appenzeller Volk sich zur Abhaltung der Landsgemeinde in Hundweil versammelt, und theils die gewohnten Geschäfte vorgenommen, theils aber an ein neues Werk die erste Hand angelegt hat. An einem solchen Tage sieht man's gerne, wenn der Himmel lächelt, und die Sonne leuchtet, und die Stürme ruhen; denn von den Bergen herab und aus den Thälern herauf, aus der Nähe und aus der Ferne müssen die Männer und Jünglinge, nach der, auf ihnen habenden Bürgerpflicht, hinwallen auf den Plaz, auf welchem sie ihre Obrigkeit zu wählen, oder zu bestätigen, und überhaupt

ihre bürgerlichen Rechte auszuüben haben. Der frühe Morgen verkündete nicht den schönsten Tag, und versprach nicht großen Glanz, denn eben zu der Stunde, in welcher die Väter und Söhne ihre Häuser und Hütten verlassen, und sich auf den Weg begeben sollten, entleerten sich einige graue Wolken, und der Regen fiel in Strömen herab, auf die sonntäglich geschmükten Fluren. Mittlerweile zertheilte sich wieder das Gewölke, und unter freiem, regenlosem Himmel konnten die vorkommenden Geschäfte beseitigt werden. Gleichwie ein wohlthätiges Gewitter niemals schaden kann, so hatte auch dieser Morgenregen nur dazu gedient, diejenigen, sonst getreuen und lieben, Landleute von dem Landsgemeindsplaz abzuhalten, die eigentlich nicht auf denselben gehören, und von denen man zu sagen pflegt: Sie machen viel Geräusch und Lärm.

Auch im Kopfe und Herzen manches gutgesinnten Landmanns stiegen am Vorabende, und am Morgen noch, einige trübe Wölkchen auf: Man besorgte eine theilweise Nichtanerkennung unbestreitbarer Verdienste; man sprach von Verwerfung des Revisionsantrages, oder von Einstellung, Zurükschiebung dieses Geschäftes; man befürchtete, im Falle der Annahme der Revision, sonderbare Wahlen für die Kommission u. s. w.; allein, Alles ging auf's Beste von statten; die sämmtlichen Glieder der Regierung wurden durch schöne Handmehre in ihren Aemtern bestätigt; die Vornahme der Gesezbuchsbereinigung ward durch entschiedene Mehrheit genehmigt; die Wahl der fünf Kommissionsherren fiel auf Männer, denen man alles Zutrauen schenken darf; alle Verhandlungen geschahen mit Anstand, Ruhe und Würde, und obschon die Besezung der Landschreiber-

und Landweibelstellen eine artige Portion Zeit wegnahm, so war doch um 3 Uhr Alles beendiget. Freudig trat jeder Landmann, der die Zeit und ihre Bedürfnisse und Forderungen kennt, die Rükkehr nach seiner Heimath an, doch mischte sich in den frohen Jubel der Landsgemeindfeiernden der trübende Gedanke an die immer zunehmende Verdienstlosigkeit, die dem Alpensohne das frohe Leben verkümmert, und ihn bei dem Einkehrhause vorüberziehen heißt.

Mit Beifall wurde angehört, und einen guten Eindruk machte die Rede, mit welcher Herr Landammann Oertli die Landsgemeinde eröffnete, und die nun wörtlich folgt:

Tit.

Die Zeit ist ernst und schwierig, in welcher wir uns hier versammeln. Wenige Monate nach der lezten Landsgemeinde hat eine außerordentliche Begebenheit, unermeßlich an Größe und Folgen, Europa in seinen Grundfesten erschüttert, und die unterrichteten und einsichtsvollen Menschen aller Welttheile in Erstaunen gesezt. Eine glorreiche Revolution in Frankreich hat in den lezten Tagen des Heumonats mancherlei Hoffnungen, Besorgnissen und Täuschungen, die seit 16 Jahren die Gemüther in sehr ungleicher Bestrebung bewegt hatten, ein schnelles plözliches Ende gemacht. Aber mit sorgenvollem Blik sieht der aufmerksame Beobachter den nächsten Folgen dieser verhängnißvollen Begebenheit entgegen.

Indessen hat Europa eine kriegerische Gestalt angenommen, und alle an die Schweiz grenzenden Staaten haben sich mit großer Anstrengung zum Krieg gerüstet. Während nun so der ganze Welttheil unter die Waffen trat, und sich

zum furchtbaren Kampf bereitete, konnte die Schweiz unmöglich länger unthätig zusehen. Daher mahnte die Tagsazung in ihrer allgemeinen Fürsorge für das schweizerische Vaterland die Kantone auf, und traf die nöthigen Vertheidigungsanstalten zur Behauptung unsrer Neutralität, der Unverlezbarkeit des Gebiets und der Freiheit.

Der Eid, den alle Kantone zu einander geschworen haben, und der alle Jahre bei Eröffnung der Tagsazung von jedem Abgeordneten im Namen seines Standes geleistet wird, lautet wörtlich also: „den Bund der Eidgenossen „wahr und stets zu halten, und dafür Leib und Leben, „Gut und Blut hinzugeben, die Wohlfahrt und den Nuzen „des gesammten Vaterlandes und jedes einzelnen Standes „nach beßten Kräften zu fördern und deren Schaden ab„zuwenden, im Glük und Unglük als Brüder und Eid„genossen mit einander zu leben und Alles zu leisten, was „Pflicht und Ehre von treuen Bundesgenossen fordern.“

Dieß ist der Eid zum gemeinsamen Vaterland aller Schweizer, der wie der Bund, als eine ewige und unauslöschliche Verpflichtung auf unser Aller Seelen ruht. Darum hat sich die Obrigkeit bestrebt, ihre Pflichten gegen den Bund der Eidgenossen so zu erfüllen, daß sie dießfalls gerechtfertigt vor Gott und ihrem Gewissen, vor den Eidgenossen und der Nachwelt dastehen möge.

Ohne den eidgenössischen Bund vermögen wir nichts, und wären wir verloren. Würde die Schweiz bei'm Ausbruch des Krieges sich nicht aufrecht erhalten, so würden wir unsrer Freiheit nochmals, aber dann auf ewig verlustig. Dann würdet Ihr keine Landsgemeinde mehr halten, dann würdet Ihr Eure Obrigkeit nicht mehr selbst wählen, dann

würde das stille Glük, dessen wir genießen, von uns hinweggenommen. Das bedenket wohl! Wir wissen was wir sind, aber nicht was wir sein werden; welcher Zeit und welchem Schiksale wir entgegen gehen, das ist nur dem Allwissenden bekannt. Aber eben darum sollen wir unsre Pflicht gegen Eidgenossen und Vaterland erfüllen, wie wir geschworen haben. Ohne große Anstrengung wäre die Schweiz verloren.

In einer Zeit aber, wo ein allgemeiner Krieg befürchtet wird, der das Schiksal der Welt abermals in die Hand des Siegers legen würde, wo die drohende Gefahr und das nahende Schiksal von Außen, alle Weisheit und alle Kraft des Vaterlandes zum vielleicht lezten Kampf für dasselbe und für die Freiheit mahnt, thut es vor Allem Noth, mit Vertrauen und Eintracht zu handeln.

Vertraut der höchsten Rathsversammlung im Vaterlande, der Tagsazung, die allein berufen ist, seine Angelegenheiten zu besorgen, vertraut ihrer Weisheit, ihren Kenntnissen, ihrer Vaterlandsliebe! Vertraut Eurer Obrigkeit. Sie sorgt mit redlichem Sinn nach dem Maaß ihrer Kräfte für Euer Bestes, für das gemeinsame Wohl. Befördert, unterstüzt und befolgt willig und gern, was sie über Kriegsrüstung und Waffenübungen, Steuern und Abgaben verordnet; denn glüklich sollen wir uns schäzen und Gott danken, wenn mit großen Aufopferungen von Geld und Gut die Schweiz von Außen unangetastet bleibt, ihren Frieden und ihre Freiheit fortwährend bewahren kann. Jezt und über 8 Tage ist der Tag zur Wahl. Wählet eine Obrigkeit, der Ihr ein Jahr lang trauen möget! Schande und Un-

glük würde ein Land treffen, in dem man nicht mehr die erforderliche Zahl solcher Männer finden könnte.

Bleibet einig! Hütet Euch vor Zwietracht, und vor denen, die Zwietracht säen. Mächtigere Völker als wir Schweizer, sind untergegangen und in Knechtschaft gefallen durch Zwietracht und Mißbrauch der Freiheit. Wirket so lange es Tag ist, zu des schweizerischen Vaterlandes Heil und zu dessen Vertheidigung, mit einträchtigem Sinn. Nicht vor großen Namen und Erinnerungen einer ruhmvollen Vergangenheit und ihrer Geschichte, nicht vor dem guten Recht, auch nicht vor besiegelten Urkunden, — nur vor kräftigem unnachgiebigem Widerstand eines einträchtigen Volkes, treten fremde Kriegsheere zurük.

Thun wir Alle unsre Pflicht, und überlassen dann das Uebrige dem Allmächtigen, der seit Jahrhunderten ob dem theuern Vaterlande so gütig gewaltet hat. Erfüllen wir unsre Bundespflicht und halten den Eid getreu, damit einst der Herr uns gnädig sei am Tage seiner Herrlichkeit.

Endlich laßt uns zur gesegneten Verhandlung unsrer Geschäfte noch den Beistand des Höchsten im stillen Gebet anrufen.

Was wollen die Appenzeller?

Jenem Aufsaz in Nr. 3. dieses Blattes, sollte als Fortsezung, schon in der nächsten Nummer, also unmittelbar vor der Landsgemeinde, eine Empfehlung der Landbuchs-Revision folgen; da aber allerlei bedenkliche Symptome eine unruhige Landsgemeinde befürchten ließen, und in mit

und Anderen den Gedanken wekten: Einstellung für ein Jahr möchte gerathener sein; so begnügte ich mich, zur Eintracht ermahnt zu haben, und überließ ganz ruhig den Entscheid der Revisionsfrage dem Volk.

Das Volk hat nun entschieden, Gottlob würdig entschieden. Konnte ich vor wenigen Wochen nicht ohne Besorgniß die Landsgemeinde erwarten, so schaue ich jezt mit stolzer Freude auf dieselbe zurük. Nicht nur des Volkes größter Theil, wie ich in meinem frühern Aufsaz behauptete, noch mehr, das ganze Volk will Eintracht. Wie schön hat sich das an der Landsgemeinde ausgewiesen! Selbst die aufgereiztesten Gemüther gaben vielseitiger, vernünftiger Belehrung Gehör, ließen für das Eine was so Noth thut, für Eintracht sich gewinnen. Daher die würdige Haltung des Volkes an der Landsgemeinde. So verschieden auch die Ansichten wareu, nicht eine einzige Welle der Unruhe tauchte auf, nicht eine einzige Bitterkeit wurde laut. Besonnen, still und friedlich wurden die langdauernden Geschäfte abgethän.

Mögest Du, theures Volk, das Werk vollenden, so würdig und schön, wie Du's begonnen hast! Segen wird es dann uns und unsern Nachkommen werden.

Was wollen nun die Appenzeller noch mehr als Eintracht?

Revision des Landbuches. Diese ist nun beschlossen, und liegt wirklich im Bedürfniß der Zeit. Was soll aber das heißen? Eine andere Verfassung? Ich wiederhole es: Jeder sollte Gott danken, mit frohgerührtem Herzen danken, für das hohe Glük der Freiheit, das wir in unserm Vaterland genießen, der Freiheit, die eben auf unsrer

Verfassung ruht, und ich bin fest überzeugt: an den Grundzügen unsrer Verfassung wird unser Volk gewiß nichts ändern lassen, für die läßt jeder ächte Appenzeller Leib und Leben. Nein, eine andere Verfassung wollen wir nicht; sondern bloß Vervollkommnung der jezigen, Ergänzung des Mangelnden, Verbesserung des Fehlerhaften in derselben. Darum soll das Landbuch revidirt werden, daß man ausmerze, was für unsere Zeit unbrauchbar geworden ist, und dagegen hineintrage, was nicht mehr mangeln darf, wenn es zeitgemäß sein soll. Das ist erkennt, und mehr nicht.

Was wollen die Appenzeller?

Alle Besonnene wollen und fordern nun, da es sich um so wichtige Dinge handelt, alles Ernstes Freiheit der Meinungen, daß jeder Landmann ohne Scheu sich äußern dürfe, durch Wort und Schrift, wie ihm um's Herz ist. Das ist gegenwärtig von großer Wichtigkeit, — damit des Volkes Sinn und Wunsch recht klar hervortrete. Wer hindert daran? Die hindern daran, welche jede von der ihrigen abweichende Meinung, auf's ärgste und gröbste mißhandeln. Ihr, die ihr euch eigenmächtig auf den Dreifuß sezet, wollet ihr Freiheit der Presse nur für euch? Soll neben der eurigen, keine Meinung laut werden dürfen, jede andere Stimme verstummen, und das ganze Volk, als wäret ihr untrügliche Orakel, in Demuth vor eurem Ausspruch sich beugen? Das ist eine Art Tirannei, ihr Sprecher für Freiheit! Wer und was berechtiget euch zu dieser Herrschaft, welche ihr über Meinungen ausüben wollet, zu dieser unziemlichen Anmaßung? — — Freilich sollte durch Grobheit Niemand sich einschüchtern lassen, da

ihr Schimpf immer auf den Grobian selbst zurükfällt, und da eben durch dieses Mittel das Einschüchtern jeder andern Meinung bezwekt wird; freilich sollte Jeder bedenken: nur wo Sclaven sind, erheben sich Tyrannen, nur wo Alles schweigt, werfen Einzelne zu herrischen Wortführern sich auf, — und sollte sich ja nie zum schweigenden Sclaven hingeben; sondern überall und kräftig seinen Mund aufthun, für Vernunft, Wahrheit und Recht, für Alles was er heilsam glaubt dem Vaterland; dann aber auch, alles Belferens ungeachtet, fest und ruhig seinen Gang gehen. — Dazu sind aber nicht alle stark genug. Manche schweigen lieber, als daß sie öffentlich sich hudeln lassen, opfern also, eitler Furcht vor den Lermtrompeten der Zeitungen, ihre Freiheit auf. Ob das recht, und ob es dem Vaterland heilsam sei, wenn die Ruhigen und Stillen im Lande schweigen, mag jeder Vernünftige selbst ermessen.

Hoffentlich ist die Zahl solcher, die jeder Uebertreibung feind, mit ruhiger Besonnenheit stets zum Besten rathen, immer noch weit aus die größere. Auf denn, lasset eure Stimme hören, lasset eure besonnenen Wünsche, die Frucht leidenschaftloser Ueberlegung, laut werden, und sprich frei deine Meinung aus, freier Landmann, unbekümmert wie sie von Andersdenkenden aufgenommen werde, frei aber würdig! Recht muß doch Recht bleiben, und dem werden zulezt alle Herzen zufallen.

Wer's wohl meint mit dem Vaterland, der lasse jeder Meinung ihr Recht angedeihen, der schreke Niemanden ab, sondern muntre vielmehr jeden Vaterlandsfreund auf, alles kund zu geben, was ihm für Freiheit und Vaterland am Herzen liegt; und muß auch je zuweilen ein Irrthum

widerlegt, eine falsche Ansicht berichtiget werden, so geschehe es mit leidenschaftslosem Anstand; auf daß Jedermann erkenne: Es handelt sich nicht um die Person, sondern um die Sache, es handelt sich um's Wohl des Vaterlands.

Das wollen die Appenzeller jezt.

W. in H.

Ein Wort über den Aufsaz des Dr. H— in Nr. 3. des Appenzellischen Monatsblattes.

Es soll zwar dieses Volksblatt nie zum Tummelplaz langweiliger, oft ärgerlicher Federkriege werden; ein Pläzchen jedoch bietet es bereitwillig jeder kurzen und würdigen Vertheidigung gegen ungerechte Angriffe. Dieses Pläzchen muß ich jezt schon für mich in Anspruch nehmen.

Ein Dr. H. hat sich die Mühe gegeben, meinen Aufsaz in Nr. 3. des Appenz. Volksblattes, gar vornehm zu schulmeistern, und ihn in ein recht gehässiges Licht zu stellen. Zu meiner vollständigen Rechtfertigung darf ich aber nur auf den Aufsaz selbst hinweisen, und kann Jeden, der ihn unbefangen liest, mit aller Ruhe fragen: Wer kann in demselben das finden, was Dr. H. in ihm will gefunden haben? Wo wird auch nur darauf gedeutet: „Man soll bei'm Alten bleiben?“ Wo geschieht der Revision des Landbuchs auch nur Erwähnung? Ich wollte ja in jenem Aufsaz nicht davon reden, und habe am Schluß desselben bemerkt, daß von weiteren Volkswünschen noch gesprochen

werden soll. Wer kann, ohne arge Entstellung, unter den Unzufriedenen, deren ich erwähne, jene wakeren Männer verstehen, die für's Wohl des Vaterlandes besorgt, Revision des Landbuchs wünschen; da ja der ganze Aufsaz Bezug hat auf jene, die Eintracht gefährdenden Umtriebe und Versammlungen, die wahrlich jeden, die Ruhe liebenden, Landmann mit Besorgniß und Unwillen erfüllen mußten. Wer kann eine einzige Stelle so deuten, als erklärte ich unsre Verfassung für vollkommen, keiner Verbesserung bedürftig?

Kurz, liegt nicht meine Absicht, für Jeden der sehen will, sonnenklar am Tag, der Aufregung und den Umtrieben, die damals statt gefunden haben, möglichst entgegen zu wirken, und die Eintracht, an der gegenwärtig Alles gelegen ist, zu erhalten, die Eintracht, ohne welche auch das Revisionswerk keinen erwünschten Fortgang haben kann? Wer nun das für Sünde hält, der schreie Zeter so lange er will, auf solche Stimmen achte ich nicht.

Den Dr. H. muß ich aber, ich kann nicht anders, belächeln, daß er ganz unnöthiger Weise sich so gewaltig ereifert, — und so entsezlich darein schlägt, wo kein Vernünftiger einen Gegner sehen kann. *)

Zu manchen bitteren Bemerkungen böte mir sein Aufsaz Stoff genug, da der gute Herr arge Blößen gibt; aber ich will nicht Gleiches mit Gleichem vergelten; sondern begnüge mich mit der Erklärung: 1) über eine Sache absprechen ehe sie ganz fertig ist, hält man gemeiniglich nicht

*) Seine Meinungen darf ich freilich nicht mehr anfechten, da der hohe Rath am Eulenhorst dieselben einmüthig sanctionirt hat.

für ganz gescheidt. 2) Einem Andern Worte in den Mund legen, die er, nach seiner Denkart, weder sagen wollte noch konnte, ist, auf's Mildeste gesagt, nicht ehrlich; und 3) Deutlich ausgesprochene redliche Absichten ganz entstellen, und dem, der mit treuer Vaterlandsliebe das Beste des Volkes will, und nach Kräften befördert, die verächtlichsten Zweke unterschieben, ist — wer kann's anders nennen? — unredlich und boshaft zugleich.

Damit Du sehest, liebes Appenzellervolk, daß ich mich jenes warmen Wortes für Eintracht, sei es nun noch so grob gehudelt worden, keineswegs schäme, bestätige ich dasselbe jezt noch, als meine innigste Ueberzeugung, und freue mich herzlich, wenn es bei vielen Landleuten Eingang gefunden hat, wie mich der Aufsaz des erzürnten Dr. H. hoffen läßt. Daß es Eingang finde, für Ruhe und Eintracht im Vaterland Eingang finde, darum ja habe ich es geschrieben.

W. in H.

P. S. Was da ein Anonymer, den man jedoch wohl kennt, in Nr. 17. der St. Galler Zeitung poltert, verdient keine Antwort. Bloß möchte ich ihm zu wissen thun, daß ich seinen und Seinesgleichen Dank nie gesucht habe, und daß ich hoffe, ich werde mich mein Lebtag nie so sehr vergessen, denselben je zu verdienen.

Die Eule unter den Vögeln.

Eine junge, jedoch altkluge und naseweise Eule, die den ganzen lieben Tag nichts zu thun hatte,

und nicht wußte, was mit der Zeit anfangen, kam auf den sonderbaren Einfall, sie wolle Geseze machen, und zwar für das gesammte Federvolk, und zum Theil auch für die vierfüßigen Thiere.

Eines Tages ließ sie einen Aufruf an die gefiederten und ungefiederten Bewohner der Wälder und Felder ergehen, sich im Eulenhorste zu versammeln. Ihro Weisheit selbst erschien gar Ehrfurcht gebietend, und doch genug possirlich, mit einem gewaltigen, aber durchlöcherten Doktorhute, machte ihre Geseze bekannt, und sprach:

Ihr Hähne sollet von nun an nicht mehr krähen! Ihr Enten und Gänse und alle eure Schwimmbrüder und Schwestern, sollet von dieser Stunde an in kein Wasser mehr gehen! die Spottdrossel (le grand moqueur) soll sich bei hoher Strafe und Buße alles Spottens geflissentlich enthalten! Der Turteltaube soll das verhaßte Lachen in allem Ernste verboten sein! Ohne mein Vorwissen und meine Erlaubniß soll in Zukunft kein Huhn ein Ei legen mögen, und wenn irgend ein Spottvogel ein Liedchen zur Welt bringt, so muß es mit der gehörigen Unterschrift versehen sein!

Item: Alle Pfauenschwänze und Pfauenschritte sollen in Zeit von acht Tagen, zu meinem ausschließlichen Gebrauche, in meine Kanzlei hinauf gebracht werden, auch giebt es fortan keine Edelmarder, und überhaupt keine Adelichen mehr im ganzen Thiergeschlechte, mit Ausnahme derjenigen Edeln, welche im Horste der Falken hausen, Edelfalken, (Falco gentilis).

Item: die Kazen und Tieger mögen wie bisher von ihren Klauen und Krallen den beliebigen Gebrauch machen,

zumal diese Thiere vermöge ihrer Kazenköpfe, in einiger Verwandtschaft mit mir stehen; auch die Brummbären mag ich wohl leiden; hingegen soll sich kein Fuchs gelüsten lassen, über meine Geseze Rezensionen zu machen. Eben so sollen die Kühe gehalten sein, inskünftige das Gras auf den Wiesen nicht mehr abzufressen, sondern abzumähen, und die Braune mit dem Glöklein darf nur mir schmeichelnd die Arme leken, wenn ich einmal solche habe.

Kurz, ihr Thiere allzumal, ihr habet Euch nur an meine Geseze und an mein Beispiel zu halten! Wenn ich zur Nachtzeit herumflattere, so sollet ihr auch aus Nacht Tag machen; wenn ich jauchze, so sollet ihr auch jauchzen; wenn ich aber ächze und jammre und stöhne, so sollet ihr ein Gleiches thun!

Dann habt Ihr's, liebe Thiere, gut,
Ich schwörs bei meinem Doktorhut!

Allein es begab sich, daß sich die Vögel, die Kühe, dazu auch die wilden Thiere, diese Geseze und Verbote von der anmaßenden Eule nicht wollten gefallen lassen. Im Gegentheil, der Hahn krähte noch lauter; die Enten und Gänse wakelten in den ersten besten Teich; die Spottdrossel spottete herzhaft drauf los, und die Turteltauben wollten bersten vor Lachen u. s. w. Auf einmal flog aber der Eule der Hut vom Kopfe, und man sah jezt auf der Stirne die Aufschrift: Ernst will die wichtige Sache! Nun machten auch die Thiere Ernst und sprachen: Wenn man zu lachen anfängt, so muß man sich nicht von jeder Eule zu Thränen rühren lassen, und zerzausten jämmerlich die unberufene Gebieterin.

Lehre:

Werfe dich nicht unberufen zum Richter und Gesezgeber über Andere auf! Wenn du ein Horn hast, so erwarte nicht, daß Alle in dein Horn blasen; und wenn der Spleen dich plagt, so rechne nicht darauf, daß alle Welt um deinetwillen Trübsal singen und Elend geigen werde, — sonst geht es dir, wie — —

der Eule unter den Vögeln.

S.

Alles mit Unterschied.

Zwei Appenzeller liefen miteinander durch die Stadt G., und indem sie bei einem Laden vorbeikamen, in welchem es Stokfische feil hatte, sagte Einer zum Andern: „Schau, da sind auch Verfassungsräthe!" Ueber diese grobe Rede, die Jemand gehört haben muß, wurde er zur Verantwortung gezogen, aber nicht ungeschikt half sich der Appenzeller dadurch heraus, daß er sagte: „Ich kann nicht einsehen, daß ich mich sollte verfehlt haben, denn nach meiner Ansicht kann ich den Stokfischen sagen, was ich will; ein Anderes wäre es gewesen, wenn ich die Verfassungsräthe Stokfische geheißen hätte."

* *
*

Nachbesserung.

In W. starben einst innert einem Jahre zwei oder drei alte (ehemalige) Vorsteher. Ein Spaßvogel bemerkte: „Me muoß bald wieder alt Rothshere mache.

Assekuranzanstalt in Gotha.

Die Feuerversicherungsbank des deutschen Handelsstandes, seit dem ersten Januar d. J., in Betracht ihrer erweiterten gemeinnüzigen Bestimmung, Feuerversicherungsbank für Deutschland genannt, legt jezt zum zehntenmal über die ihr anvertrauten Fonds öffentlich Rechenschaft ab, und erstattet ihren Theilhabern, welche überhaupt etwa für Ein Hundert Millionen Thaler bei ihr versichert haben, eine Dividende von 57 pro Cento als reine Ersparniß auf die im Rechnungsjahre 1830 eingezahlten Prämien.

Die allgemeinen Ergebnisse dieser Anstalt seit ihrer Begründung sind folgende:

1) Geleistete Brandentschädigungen: Rthlr. 1,302,125.

2) Ersparnisse zu Gunsten der Versicherten, als Dividende derselben zurükgezahlt, und zwar im ersten Jahre 1821: 31 Prznt. 1822, 64. 1823, 18. 1824, 28. 1825, 35. 1826, 38. 1827, 35. 1828, 60. 1829, 23. 1830, 57 prCnt., welche zusammen betragen: Rthl. 885,532.

Die Fortbildung der Anstalt für ihren rein gemeinnüzigen Zwek auf den Grund der Gegenseitigkeit und Oeffentlichkeit hat dahin geführt, daß 1) auch die andern Stände dem Handelsstande zur Benuzung dieser Bank völlig gleichgestellt sind; 2) diejenigen Landwirthe für landwirthschaftliche Gegenstände zulässig sind, welche ihr übriges Eigenthum bei dieser Anstalt versichert haben; 3) Versicherungen auf 3 und mehrere Jahre, bei Vorauszahlung der Prämien dafür gegen Bewilligung besonderer Vortheile geschlossen werden dürfen.

Der detaillirte Rechnungsabschluß von 1830 kann von Jedermann bei Unterzeichnetem eingesehen werden, welcher die Versicherungen vermittelt, und jede weitere Auskunft darüber gibt, und auch fortwährend Versicherungen für Waaren, freistehende Häuser außer dem Fleken ꝛc. annimmt.

Herisau, im Mai 1831.

Joh. Ulrich Nef, Schmidgasse Nro. 218.

Appenzellisches Volksblatt.

Nro. 6. Juni. 1831.

Ich kenne nichts, worauf ein Mensch mehr Fleiß und Sorgfalt zu verwenden hätte, als darauf, wie er dem Vaterlande einen guten Sohn ziehen möchte.

Plato.

Ueber Freiheit und Vaterlandspflicht.

Gesprochen von einem Landmanne an seinen Sohn, am Morgen der Landsgemeinde 1831.*)

Heute, heute, mein lieber Sohn, geht ein doppelt feierlicher Tag über dich auf! Für einmal, weil es der Tag der Freiheit ist, und als solcher Allen heilig sein soll; dann aber ist er um so feierlicher für dich, weil ich dich heute der politischen Vormundschaft zu entlassen gedenke. — Heute trittst du nun zum ersten Male als ein mündiger, freier und selbstständiger Appenzeller-Bürger auf. Du hattest zwar schon zwei Mal, aber unter meinen Augen, das Gelübde abgelegt, deiner Obrigkeit und den bestehenden Landesgesezen Folge zu leisten; — heute aber entlasse ich dich meiner Gesellschaft, weil deine reiferen Jahre gekommen sind, und weil du nach wenigen

*) Hätte sollen in Nr. 5. aufgenommen werden, es fehlte aber an Plaz.

Tagen dem eidsgenössischen Vaterlandsdienste wirst pflichtig gemacht werden. So gehe nun hin, und nimm Theil an den wichtigen vaterländischen Geschäften, ganz frei und ungezwungen, nach deiner eigenen Ueberzeugung, wie es einem freien Manne geziemt, doch immer und jedesmal ruhig, und eines guten Bürgers würdig. Nie lasse deine innere Ueberzeugung unterdrüken, noch die Ausübung derselben dir rauben; beobachte aber auch du gegen andersgesinnte Mitlandleute ein Gleiches, und respektiere den Willen des Andern, denn dieses ist der Tag der Freiheit, da Jedermann seinen Sinn ganz frei und ungescheut, wie es ihm wohl gefällt, auszusprechen hat. — Ein wahrer Despot ist Derjenige, der am Tage der Landsgemeinde, den freien Willen eines Andern zu hemmen, oder gar zu unterdrüken sucht, um seine eigene Meinung, als die einzig richtige aufzustellen, oder mit Gewalt aufzudrüken! Er mißbraucht offenbar seine Freiheit, und möchte gerne seine Brüder zu Sklaven seines Willens machen.

Kränkend, betrübend, ja ich möchte sagen Freiheitsmörderisch ist es, wenn Tausende, wegen einiger Hundert Wühler und Tober, am freien Gebrauche ihrer Freiheit gehindert, und durch deren ungebührliches Schreien und Rufen genöthiget werden, die Freiheitsstätte zu verlassen, ohne nur einmal ihre Hände einer Sache geben zu können, die ihrem Willen angemessen, und ihre Herzenssache gewesen wäre. Unsere Zeitgenossen haben leider auch schon solch unedles Spiel und Treiben einer gewaltthätigen Parthei erlebt, aber gebe es Gott, daß nie mehr, und so lange es heißt: „Wem's wohl g'fallt," eine Parthei ihren Willen durchzusezen sich bestrebe! Die Mehrerhand ist

unsre Königin, die Fürstin unsers Landes; die Minderheit soll sich ihr willig unterziehen. Wer dawider handelt, ist ein Rebelle gegen die Gesammtmasse des Volks, und begeht ein Majestätsverbrechen.

Ferner, mein Sohn, sei wohl auf dir selbst, und wehre dich männlich, wenn man etwas von deiner Freiheit abschroten, oder an deinen bürgerlichen Rechten künsteln will; miß' aber nicht jedem Gerüchte, das man zum Nachtheil der selbstgewählten Obrigkeit im Lande herumbietet, Glauben bei! Diese Gerüchte sind oft ganz falsch, und werden absichtlich ausgestreut, um ein unverdientes Mißtrauen zu erregen. Prüfe zuerst wohl, ehe du Glauben zustellst!

Noch habe ich dir über eine sehr ernste und heilige Sache eine wohlmeinende Lehre zu geben, nemlich über den Vaterlands-Eid. — Kaum wird ein rechtlich gesinnter Vaterlandsfreund den Landsgemeindeplaz verlassen können, ohne seine Schwörpflicht erfüllt zu haben. — Ohne ängstliche Furcht, als könntest du nicht im Stande sein, den Eid zu halten, darfst du denselben schwören! Kein bürgerlicher Eid wird leichter zu halten sein, als der unsrige, und deßwegen gehe nie von dannen, ohne ihn geleistet zu haben! Ich freue mich dessen, von meinem ersten Besuche der Volkversammlung an, meiner dießfälligen Pflicht gefolgt zu sein, und wohl dir, Jüngling, wenn du dir einst in deinem Greisenalter das Zeugniß geben kannst, du habest dich in deinem ganzen Leben dem Eidschwure nie entzogen, aber auch nach dem Inhalte desselben, in ruhigen und gefahrvollen Zeiten, deine Pflicht gegen das Vaterland treu und redlich erfüllt, wie es der sel. Landammann Zuberbühler, in vorzüglichem Sinne von sich rühmen konnte.—

Wer das Vaterland aufrichtig liebt, und das wahre Heil im allgemeinen Besten und nicht bloß in seinem Geldbeutel sucht, der wird nicht leicht in Versuchung kommen, seine Eidespflicht zu verlezen.

Doch vergiß nicht mein Sohn, durch das allgemeine Band, das dich umschlingt, bist du nicht allein Appenzeller, sondern auch Eidsgenosse! diesem zufolge hast du den ganzen Umfang aller 22 Kantone der Schweiz als dein Vaterland, und deren Bewohner als deine Brüder anzusehen, mit denen du Wohl und Wehe zu theilen hast. Ohne den gemeinsamen Schuz der Schweiz könnte die Appenzeller Freiheit auch nicht bestehen; darum mein Sohn! wenn früher oder später die schweizerische Freiheit und Unabhängigkeit in Gefahr kommen, der Hülfe bedürftig werden, und der Ruf in Kampf und Schlacht an dich ergehen sollte, so zögere keinen Augenblik, sondern folge als rüstiger Jüngling, willig und bereit, ohne alles Jammern und Weheklagen, dem ehrenvollen Rufe! Ja, sei stolz darauf, dein Schärflein auf den Altar des Vaterlandes legen zu dürfen! Deine Kräfte zum Opfer zu bringen; in allgemeiner Gefahr Leib und Leben, Gut und Blut zu wagen das sei dann deine Aufgabe und die Aufgabe jedes wahren Patrioten und treuen Freundes des Vaterlandes! So haben unsere, in Gott ruhenden Voreltern gethan; so haben sie für Freiheit gestritten, und für's Vaterland gekämpft, und wir sind nur dann würdig, die Früchte ihrer Heldenthaten zu genießen, wenn wir ihre Tapferkeit zum Muster der Unsrigen nehmen.

B.

Ein Muster unpartheisamer Repräsentation.

Man hat sich in einigen Ständen der lieben Eidsgenossenschaft lange um die Art der Volks-Vertretung gezankt; die Städte hatten zu allen Zeiten viel kluge und fürtreffliche Männer mit langen Stammbäumen, die das Regieren vom Vater und Großvater gelernt hatten, und es darum auch besser verstehen mußten, als die einfältigen Bauersleute, die nur Korn, Haber, Bohnen und Erdäpfel pflanzen, oder wenn's hoch kommt, predigen, dokteren oder Handel treiben können; also wollten die Städte, wie billig, ihre klugen Leute brauchen. Die Landleute sind aber nach und nach stolz geworden und meinten, sie haben auch nicht bloß Stroh im Kopfe; von Natur- und Rechtenswegen seien sie wie die Stadtleute; der Schöpfer habe sie auf dem gleichen Wege in die Welt kommen lassen; krumm und grad, klug und dumm wie Jene, und so gut wie sie, verstehen sie's Regieren auch. Solche Eitelkeit verdroß die Stadtleute, und gab hie und da viel Streit; in Basel ist man ausgezogen mit Soldaten und Kanonen, und hat das Volk belehrt, daß es fürderhin an die überlegene Weisheit der Stadt, Intelligenz genannt, glauben wird.

Bei uns im Appenzellerland hat man sich nicht genug verwundern können, daß man wegen ein paar Rathsherren mehr oder minder, so viel Lärm macht, ja sogar Leute todt-schlägt, daß sie sich nicht mehr repräsentieren können. Wir haben hier wohl die ungleicheste Repräsentation, und Niemand zankt darüber. Im Großen Rath hat die größte

Gemeinde Herisau mit 7014 Seelen zwei, der Hauptort Trogen mit 2299 Einwohnern auch zwei, und die übrigen Gemeinden, ob sie 3713 oder nur 589 Einwohner haben, alle nur einen Stellvertreter. Im Kleinen Rath vor der Sitter hat Trogen 4 Beisizer, die andern Gemeinden, die größern und kleinern, alle nur einen; im Kleinen Rath hinter der Sitter kann da, wo er gehalten wird, ein ganzes Contingent von Rathsherrn einrüken. Ein Muster rüksichtsloser Stellvertretung ist aber besonders diejenige in der Revisions- oder Landbuchs-Kommission; jede Gemeinde groß oder klein, alt oder jung, konnte 2 Deputierte aus den Gemeindsbürgern oder Beisassen wählen; es gab Gemeinden, die ihre beiden Deputierten aus den leztern wählten, und wenn man nun die Beisassen nicht der Wahl- sondern der Vatergemeinde zuzählt, so hat

Herisau	mit	7014	Einwohnern	4	Gemeindsbürger,
Teufen	„	3713	„	3	„
Trogen	„	2299	„	2	„
Bühler	„	1063	„	keinen	„
Schönengrund	„	589	„	2	„
Luzenberg	„	906	„	4	„

in der Kommission.

Das heißt frei gewählt; mag auch da und dort eine Wahl mißlungen sein, so ist gewiß, daß man auf diesem Wege gut hätte wählen können; macht man einen Fehlschuß, so trifft man ein Andermal richtiger, und eben eine solche gemischte Zusammensezung hat auch ihre Vortheile. Es sind in der Kommission alle politischen und religiösen Farben, vom Ultramontanismus bis zum Ultraliberalismus,

von der enetbergischen Dunkelheit bis zur freisinnigsten Freisinnigkeit repräsentirt und eben so fast alle Stände; es sizen darinn Beamtete, ein Geistlicher, mehrere Aerzte, Kaufleute, Fabrikanten, Zeitungsschreiber, Militärs, Wirthe, Bäker, Kapitalisten und Zinser; ob auch Handwerker ist dem Schreiber unbekannt, aber kein einziger Jurist, der verworrene Sachen mit rechtsgelehrter Rede entwirren oder noch mehr verwirren könnte; das muß man den Doktoren überlassen. Eine solche Mischung ist gut; eben durch den Austausch von allerlei Meinungen und Ansichten gelangt man zur Einsicht des rechten und nüzlichen; aber man muß auch, wenn man dahin gelangen will, die Freiheit eines Jeden ehren, seine Meinung zu geben, wie ihm der Schnabel gewachsen ist; man darf Niemanden mit trozigen Worten oder verblümtem Spott von offener Rede abschreken, denn der einfachste Bauersmann kann auch gute Gedanken haben; alle aber sind da, daß sie reden, wie ihnen Herz und Gewissen gebietet; es sollte sich darum männiglich vor dem eitlen Stolze hüten, daß nur er die Sachen verstehe, und wer anders denke, es nicht auch redlich mit dem Vaterlande meinen könne; wer das Recht des freien Wortes fordert, muß auch duldsam sein gegen die Meinung Anderer, und ihnen nicht eine Freiheit verkümmern, die er so gern selbst benuzt; sobald sich einer oder mehrere irgend einen Meinungszwang anmaßen wollten, so wäre es um die gute Sache geschehen, und jeder redliche Vaterlandsfreund müßte es tief bedauern, wenn die gute Gelegenheit, mit vereinten Kräften etwas Rechtes und Nüzliches zu leisten, an solcher Anmaßung scheitern müßte.

Gespräch.

(Eingesendet.)

Christian. Guten Tag, Jokeb! heschs au g'hört?

Jakob. Was?

Chr. Daß d'Schwiz de große Mächten de Krieg erchlärt hed?

Jb. s'werd nüd wohr sy?

Chr. Me säds: sie hei de Franzosen, de Kaiserlichen, de Russen und de Engländern de Krieg erchlärt und au üseren Nachburen allen, den Bajern, Wirtembergern, Bader und Savoyer.

Jb. Bewahr is Gott! Das ka nüd sy.

Chr. Ma söts mänen; aber vilicht hätt' ma si dorom im ganzen Ueropa so förchterli gröst und ins Feld glo und so vili hunderttusig Soldaten uf Bei brocht.

Jb. Chresten, du bist e Narr!

Chr. Nä währli; es chont mer schuli vor; i förche bsonders d'Engländer, wenn die emal mit ihren großen Flotten chönd.

Jb. Aber wo döre; mer sönd jo nüd am Meer?

Chr. Si wered denn wohl de Rhi uf cho.

Jb. Chresten! i sägs no emal, entweder bist du en Narr oder du wit mi för en Narre ha. Die klin Schwiz, wo froh ist, wenn sie Fride ha cha, werd der ganzen Welt de Krieg erchläre; wenn ma scho d'Here in der Schwiz an alle Orten tadlet, so sönd's doch gschider as derweg.

Chr. I has au gmänt; aber du chast's jo lesen.

Jb. Wo?

Chr. I der Proklamatio von der Tagsazig, wo im Christmonat von allen Chanzle verlese worden ist; es häst drönn, me wöll d'Netralität b'halten, wenns Krieg geb.

Jb. Aber, du liebe Himmel! häst das nüd, me well de Fride b'halte, mr well' zu keiner Parthei stoh und Niemed angrifa; d'Schwyzer wölled, wenn der Krieg losgang, gad ihre Grenzen verwachen, und wenn frömde Truppen innecho wettet, sie wieder use thu.

Chr. Me häds bisher so agluget, und wenn's nüd so wär, so hettets die großen Mächt schwärli glitten, daß ehnen d' Schwyz so Troz bütte.

Jb. Und hettet is nüd fründli Brief gschribe, sie wölled üs by üserer Netralität lo. Aber worom chost denn mit derigem Narrenwerks?

Chr. I ha's nüd erdocht; der Dr. T.... T..... häts im Revisionsrath gsät: die Neutralitätserklärung sei eine Kriegserklärung.

Jb. Jetz verstoh di; leb wohl, Chresten!

Betrachtungen und Gedanken an der Heuerndte.

Ein altes Sprüchwort sagt: Wenn man lange von der Kilbe spreche, so komme sie endlich. So will ich denn von der Heuerndte sprechen, vielleicht daß sie dann unversehens eintritt, nachdem die schwarzgrauen Wolken sich der Wassermassen entladen, und die Regenströme Flüsse und Bäche ausgespült haben. — Die Heuerndte war in unser'm Appenzellerlande von jeher, wenigstens bei den bemitteltern

Bauern und Güterbesizern, ein ländliches oder [illegible]-disches Fest. Wie sich im Thurgau, im Aargau u. s. f., die älteren und jüngeren Bauersleute auf die Getreideerndte freuen, so freuen sich die Jünglinge und Töchter, und wohl auch die Väter und Mütter in unserm Alpenlande auf die Wiederkehr der jährlichen Heuerndte, obwohl es viel zu gabeln und zu zappeln, viel zu hizen und zu schwizen gibt. — Wenn die Sauerampfer ihre rothe Blüthe zeigt; wenn die Habermarchen ihre Knospen öffnen, der Kümmel in seiner Reife dasteht, und die Knaben einander jene Lichtlein der sogenannten St. Johannisblume in's Gesicht blasen, dann sezt sich der alte Großvater auf den Dengelstok, und klopft die alten Sensen aus. Das eintönige Geklöpfel hört man vom frühen Morgen bis zum späten Abend, aber man hört es nicht ungerne, weil es das Erndtefest verkündet, und wenn ein Vorbeigehender den alten Vater fragt: „Machet Ihr's gut?“ so antwortet er lächelnd: „Nein, ich mache es böse, damit es recht haue!“ — Der Hausvater schaut nach, wie es im Keller stehe, und sinnet darüber, wie er das Weinfaß mit Most anfüllen, oder dem auf dem Kopfe stehenden Mostbehälter mit Weine auf den Bauch verhelfen wolle. — Die Hausmutter durchmustert Kamin, Mehltrog und Schmalzhafen, und macht noch eine unfestliche Miene, wenn eins von diesen drei Magazinen nicht gut gespikt oder ausstaffirt ist. Jezt kommen Rechenstiker, Gabelnkrämer, Glasträger Käsmannen, Glarnerziegergrempler in's Dorf und vor die Bauernhöfe, und alle diese Erscheinungen haben die jungen Leute gerne, denn sie verkündigen das Heuerndtefest, wie die Schwalben den Frühling, und selbst die schmuzigen,

verlumpeten Wezsteinbuben sind jetzt bedeutungsvolle, willkommene Personen.

Aber nun geht auch die liebe Noth für den Geldbeutel des Hausvaters an, denn da kommen die kleinen Knaben und Mädchen, und rufen aus vollem Halse: Bitte Vater, kaufet mir doch so ein artiges, kleines Gäbelein, und so ein hübsches, niedliches Rechelein, denn ich will auch heuen, und die großen Gabeln und Rechen sind mir zu schwer, die laß' ich den großen Leuten. — Das Mütterchen springt aus der Küche, nimmt ein Paar angebrannte Kellenstiele mit, und sagt ihrem lieben Ehemanne: „Sieh, da, mein Schaz, das sind jezt meine schönsten Kellen; du mußt mir doch zwei andere kaufen, weil jezt gerade so schöne Gelegenheit dazu ist." Die Sohnsfrau, die es sonst dem Schwäher wohl treffen und errathen kann, muß dringend nothwendig einen neuen Schatthut haben, denn ach, der alte hat so viele Löcher als Tage im Jahre sind.

Noch gibt es mancherlei andere Bedürfnisse, Wünsche, Anträge, Empfehlungen, die durchaus müssen angehört und genehmiget werden, wenn die Heuernte gut von Statten gehen soll; z. B. die schmuke Tochter Bäbi tritt vor den Vater, und spricht mit halb untergeschlagenen Augen: „Vater, ich wüßte Euch einen guten Mäder, ja einen recht guten, wie noch keiner, seit Anno Zwölfe, wo wir das Gut gekauft haben, auf unserer Wiese gestanden ist; es ist des Michels Hans Jakoben Barthlis Hanes; ihr kennet ihn wohl! Der, ja der kann mähen! der führt den Sägisworb, wie der Vetter Schulmeister die Schreibfeder, und mäht Euch vom alten Holzäpfelbaum zu oberst an der Halden, bis herunter zum tännenen Grunhag, ohne ein ein-

ziges Mal zu wezen, anders die Sägis wolle auch gar nicht mehr hauen, und wenn er drunten ist, so läßt er einen Zaur ab, daß es einen frei friert. Es ist mir gar nicht für mich, Vater, aber gewiß, wir wären 14 Tage früher fertig mit Heuen, wenn wir den Hanes zum Gehülfen hätten. Zudem ist er noch um etwas verwandt mit uns, und es schikt sich doch fast nicht anders, als daß wir ihn einladen." So weiß auch der Sohn des Hauses guten Rath. Er meint, um der guten Schwester ein wenig zu schonen in dem strengen Heugeschäfte, sollte man doch noch eine Heuerinn anstellen, und kennt in der lokigten Lene eine vortreffliche Worberin, eine ausgezeichnete Wenderin, und eine ganz unvergleichbare Sauberrecherin u. s. w.

Alles ist nun bestellt und eingerichtet; man sieht nur noch auf günstige Witterung, und auf diese wird wirklich der verständige Bauer oder Herr, als Gutsbesizer sorgsam achten, denn es ist nicht gleichviel, ob er das einmal abgeschnittene Futter in 2 oder höchstens 3 Tagen dürre machen und einsammeln könne, oder ob er es müsse beregnen und über ein Paar Sonntage auf der Wiese liegen lassen; es hat oft auf Küche und Keller einen bedeutsamen Einfluß, und — was noch viel wichtiger ist, es wirkt dieser Umstand für das ganze Jahr auf den Viehstand, auf den Milchertrag, und auf den gesammten landwirthschaftlichen Nuzen. Abgesehen aber von dem Nuzen, den der Landwirth von dem gut eingebrachten Futter hat, ist doch den so nüzlichen Thieren ein gutes, kräftiges und schmakhaftes Futter auch zu gönnen, und demjenigen Bauer, der es in diesem Punkte gar nicht genau nimmt, ja in Beziehung auf bessere oder schlimmere Witterung recht eigentlich ganz

unbekümmert und sorglos ist, dem sollte man alle Fleischtage Erdäpfel vorlegen, über die ein Paar Duzend Reifen ergangen sind. — Es gibt aber leider dergleichen Landwirthe, die sich des Viehes nicht erbarmen, die mit der Sense auf die Wiese gehen, und das schöne Gras in's Feld hauen, nur weil sie sonst nichts mehr zu thun haben, und es ihnen so gelegen ist, ohne auf irgend ein Kennzeichen zu achten, ob die gute Witterung anhalten möchte oder nicht, — die für ihren lieben Gaumen und Magen recht gerne gute und wohlschmekende Gerichte haben, aber gleichgültig es sehen können, wenn ihre Ochsen und Kühe halb ergrautes oder verfaultes Futter fressen müssen, und die aus übel verstandener Religiosität sich ein Gewissen daraus machen würden, einen schönen, sonnenreichen Sonntag zur Einsammlung des liegenden Heues zu benüzen, wenn ihm einige Regentage vorangegangen sind, und wahrscheinlich solche auch wieder folgen werden.

Auch der Aberglaube treibt bei der Heuernte sein arges Spiel. Ich kannte Bauern, die auf gewisse Zeichen achteten, und z. B. bei der entschiedenst guten Witterung im sogenannten Durchschein, oder zur Vollmondszeit ja bei Leibe keine Sense angelegt und keinen Streich gemäht hätten, weil sie des steifen Glaubens waren, die Wiese würde wenigstens 10 Jahre lang keinen Grashalm mehr hervorbringen, und die eben so wenig im Zeichen Skorpion in die Made gestanden wären, weil sie sich's nicht ausreden ließen, das Heu werde gallenbitter und durchaus ungenießbar. Bei absichtlich gemachten Versuchen zeigte sich das Futter als ganz genießbar, aber die Bauern bewiesen sich als ganz unbelehrbar. Es ist zwar nicht zu läug-

nen, daß der Mond auf unsern Dunstkreis wirkt, und daß nach seinem verschiedenen Stande diese Wirkungen verschieden sind, und zu der Zeit, wenn er Neumond oder Vollmond heißt, durch die Wirkung der Sonne vermehrt werden können; allein, abergläubische Leute haben schon von Alters her dem Monde Wirkungen angedichtet, die er nimmermehr haben kann. So glaubte man, daß die im Vollmond abgewöhnten Kälber bessere Kühe werden, und größere, von Milch strozendere Euter bekommen, als diejenigen, die man zu einer andern Zeit entwöhnt hat; daß aus den Eiern, auf welche eine Gans zur Zeit des Neumonds gesezt wird, lauter blinde Gänse ausgebrütet werden; daß, wer kein Geld hat, sich hüten müsse, damit nicht der Mond, wenn er neu ist, ihm in den Beutel scheine, weil sonst, so lange dieser Monat währt, Geldmangel bei ihm sei, und was dergleichen Thorheiten mehr sind, welche außer der Vernunft, besonders die Erfahrung widerlegt. — Solche Sachen gehören zur Tagwählerei, die schon in den ältesten Zeiten, bei den Egyptiern, Römern ꝛc. Statt fand. Wer seine Unternehmungen mit Bedacht und Klugheit, und zu rechter Zeit anfängt, dem werden sie auch wohl an dem Tage gelingen, der für den unglüklichsten gehalten wird; wer aber ohne Bedacht, ohne Klugheit, und ohne Rüksicht auf Zeit und Ort, Etwas thut, dem wird auch der glüklichste Tag sein Vorhaben nicht begünstigen. Unser eigenes Verhalten und unser Bestreben, nicht die Tage die der Aberglaube ausersehen hat, bestimmen unsere Schiksale. Der Tagewähler unterläßt ungemein viel Gutes, weil er die Zeit, da er es eigentlich thun sollte, für unglüklich hält; er läßt die schönste Gelegenheit vorüber, und sieht,

je länger er ansieht, zu seinem Mißvergnügen immer neue Schwierigkeiten. Er schadet sich, indem er auf Nuzen denkt, und macht den, dem er zu helfen sucht, noch elender.

Die Hauptsache ist, namentlich bei der Heuerndte, günstige Witterung. Es frägt sich nun: Wie kann man diese absehen? — Es fehlt nicht an mancherlei Anzeichen; es müssen aber dabei die sichern von den trügerischen unterschieden werden. Auf den Kalender möchte ich nicht hinweisen; denn der ist unsicher, und doch giebt es solche Kalendergläubige, die, wenn alle Traufen gehen, es nicht gelten lassen, daß es regne, wenn, besonders im Appenzeller Kalender geschrieben steht: Kommt mit Sonnenschein.

Etwas sicherer ist der Barometer, doch muß man ihn das ganze Jahr hindurch genau beobachtet haben, und nicht erst, wenn die sämmtlichen Mäder den Morgenschnaps schon getrunken haben, einem Knechte den Befehl geben: Er soll nach gen schauen, was das Wetterglas mache. — Ein erfahrener Landmann sammelte folgende und noch andere Witterungsregeln, die alle sicher sind, wenn sie eintreffen: Wenn Südostwind weht, die Wolken aber von Südwest ziehen, so hält dieser Wind lange an, und bringt Regen. Wenn sich bei warmer Luft ein Wind aufmacht, so erfolgt bald Regen. Wenn die Sonne des Morgens klar und ohne ungewöhnliche Farbe aufgeht, oder bald nach ihrem Aufgange das Gewölke vor sich vertreibt, oder keine Wolken gegenüber im Westen hat, so hat man an dem Tage helles, schönes Wetter. — Wenn sich die Wolken am Tage stark um die Sonne häufen, oder sich unter derselben zusammenziehen, so entsteht ungestümes Wetter. Wenn des Abends

viele kleine schwarze Wolken am Himmel sind, so bedeutet es Regen; sind sie aber weiß und hell, so kommt schönes Wetter. Wenn die Häuser, Bäume und andere Gegenstände sich im Wasser recht deutlich abspiegeln, so ist auf kein beständiges Wetter zu hoffen. Wenn vielen Menschen die Hände recht trocken und glatt werden, daß Alles, was sie anfassen, gleichsam aus denselben glitscht, so erfolgt gewiß Regen. Wenn der Wind der Sonne folgt, so bleibt es einige Tage hindurch schönes, gutes Wetter. Wenn die Hühner früh Nachmittags auffliegen, so giebt es den folgenden Tag schöne Witterung; gehen sie aber spät, bis es dunkel wird, herum, so regnet es gewiß den nächsten Tag. Wenn die Hähne beim Auffliegen des Abends krähen, so verändert sich das Wetter u. s. w.

Wer hätte aber geglaubt, daß die Katzen die besten Barometer wären? Und doch hat ein gewisser Hauptm. N. N. in G. behauptet, er könne am sichersten und besten heuen, wenn seine Hauskatze den ganzen Tag an der Sonne liege. Merke dir dieß, lieber Landmann! Ich begleite dich jetzt auf die Wiese, um zu sehen das Schauspiel der Heuerndte. — Ha, da kommen die rüstigen Mäder, und ihre Sensen glänzen in den Strahlen der aufgehenden Sonne. Sie begrüßen den festlichen Morgen mit Kuhreigengesang und fröhlichem Jauchzen, und ich denke an das Hebelsche Sprüchlein: Der Mäder und der Morgenstern — stönd zitle uf, und wachet gern. — Jetzt giebt es Streiche auf Streiche, und die erst vom Thau getränkten und erquikten Gräser, Halmen und Blumen legen sich nieder zur Erde, um nie wieder aufzustehen; Alles fällt, Alles welkt, und hie und da wird durch das Rauschen der Sense eine Wachtel aufgeschrekt

und zum eilenden Fliehen genöthigt, will sie dem tödtenden Messer entgehen. Dort ziehen die Frauen und Mädchen herbei, mit kräftigem Arme die Haufen zu theilen, daß die Sonne gleichmäßig das Abgeschnittene trokne und dörre. Unter rastlosem Geplauder von Altem und Neuem wird eine Made nach der andern geschleift, und endlich verkündet ein lautes, gemeinschaftliches Jauchzen, daß der letzte Sensenstreich auf der Wiese gefallen sei. So jubelt der Sieger auf dem blutigen Schlachtfelde, wenn des Todes furchtbare Sichel die feindlichen Schaaren gemäht hat, und ihm wird die Feier des Todes zum Feste des Lebens.

Mittlerweile sendet die Sonne ihre Strahlen senkrecht hernieder auf die Hügel und Thäler; in langer Reihe wenden die Heuer und Heuerinnen das immer noch schwere, gewichtige Gras, auf daß Jedem das Seinige werde.

Kaum haben sie eilenden Schrittes, was unten lag, aufwärts gekehret, und unter dem schattigen Baume das Vesperbrod gierig genossen, so winkt schon der Abend, und das auf der Fläche Zerstreute muß wieder zusammen, in wenigen Stunden sind Schochen an Schochen gereiht, und die ermüdete Schaar begiebt sich jetzt unter das freundliche Obdach, wo ihrer die dampfende Suppe harret.

Am folgenden Tage wird, wenn, wie gestern, ungetrübt der Himmel ist, wieder auf die weite Fläche zerstreuet, was die geschäftigen Hände mit Gabeln und Rechen zusammen gethan. Wer des Heuens Verrichtungen nicht kennt, der möchte wohl glauben, die Menschen da trieben, wie Kinder, ihr Spiel; doch könnte man fragen: Hast du denn nie auf der großen Wiese des Lebens und Treibens gesehen, wie die Menschen nach allen Seiten verwerfen, was müh-

sam die Gleichen zusammengescharrt und gesammelt? Es troknet, es dürret: poz Tausend! es rauscht schon das Futter, das Gras ist schon Heu. Nun geht es an's Tragen. Die Mutter hat früh schon die schneeweißen Hauben aus dem Kasten geholt und der Vater die Seile bereitet; daß er nur nicht vergesse, den hellgrünen Krug in die Tenne zu stellen mit labendem Most oder Weine, denn warm ist's im Heuet, und Durst giebt's auch unter der Bürde. Aber seht, wie es so hurtig und leicht geht, wenn Einer freiwillig eine Zentnerlast auf sich nimmt, hurtiger und leichter, als wenn ein Anderer ihm ein Pfund auferlegt. — Schaut, dort springt Einer mit seiner Bürde davon, als hätte er nur eine Feder auf dem Naken! Er wird schon gemacher thun, wenn's um die zwanzigste geht; da denkt er: Ach, hätt' ich die Kräfte gesparet! Auch außer dem Wiesenzaune gilt die Lehre: Wenn du springen möchtest wie ein Hase, so gehe nur wie ein Mensch, du hältst es dann länger aus, und erliegst nicht vor dem Ende des Tages! Hier bewegt sich ein Anderer, laut keuchend und pfnästend die stozige Halde hinauf. Er hat überladen. Nimm, Freund, deine Kräfte zusammen! Jeder Schritt bringt dich der Scheuer ja näher! Nun bist du da; jezt nur noch etliche Sprossen die Leiter hiauf; jezt wirf deine Last von dem Rüken! Nicht wahr, dem Träger schmekt doppelt süß die Entlastung und Ruhe? Erleichterung kann dem nicht bereitet werden, der nichts auf seine Schultern nimmt. — Ihr aber, liebe Leute, die ihr auf der Wiese bleibt und Bürden machet, machet die Bürden nicht alle gleich! Schwere für den Starken; leichte aber für den Schwächeren! So

thut Gott, der große Herr der Erndte, der weise Vater unser Aller!

Aber horch! In weiter Ferne rollt der Donner dumpf aus schwarzer Wolke! Ha, welch ein Leben kommt auf einmal in die Leute! Man ruft, man lauft und rennt aus vollen Kräften! Man wirft die Seile hin und her; die Nachbarn schiken Jung und Alt, was Hände und Füße hat, zur Hülfe! O weh, das Binden geht zu schnell, die Bürden werden krumm; sie fallen wieder auseinander, und da und dort geht Einer traurig auf die Seite, weil er im Strudel einen Rechenstiel auf's Haupt bekam, ein Gabelzinken Funken aus den Augen jagte, daß zur Arbeit kein Geschik mehr ist. Ganz gut, ihr Freunde, die drohende Gefahr soll neue Thätigkeit im Menschen weken, und soll ein Sporn zu regem Leben sein; doch darf ja nie das bange Vorgefühl die rathende Vernunft verwirren, und Ordnung wird auch da erfordert, wo es die kluge Rettung unserer Habe gilt. In der Noth ist uns ja der Verstand am unentbehrlichsten, drum sollen wir nicht den Verstand verlieren, eh' die Noth hereingebrochen ist.

Das Gewitter verzog sich wieder, und die Wiese konnte ganz geleert werden.

(Die Fortsetzung folgt nach der Heuerndte.)

Intelligenzartikel.

An der lezten Landsgemeinde in Hundweil hat Jemand ein Paar Tauben auffliegen lassen, um den lieben Seini-

gen schnelle Kunde von den Geschäften des Tages zu geben. Da nun diese fliegende Post bis dato noch nicht am Orte ihrer Bestimmung angelangt ist, so wird anmit männiglich ersucht, dieselbe in ihrem Fluge nicht weiter aufzuhalten, indem die betreffenden Leute auf den Bericht begierig sind. Sollten die Boten irgendwo aufgefangen worden sein, und zum Kaufe angetragen werden, so ist zu merken, daß beide bleifarben sind und zwei Zettelchen an den Füßen haben; auf dem einen steht: angenommen, und auf dem andern: verworfen.

Sprüchwörter aus Addrich im Moos von Zschokke.

Es gehören viele Schaufeln dazu, die Wahrheit zu vergraben.

Der Mensch hat oft sein Nest, wo es der Bär nicht möchte.

Kein Kornhaus ist groß genug, Alles zu behalten, was durch die Ohren geht.

Viele loben die alte Welt, thun aber was der neuen gefällt.

Hans bleibt beim Worte, wie der Hase bei der Trommel.

Angst und Noth fressen mehr Speck, als hundert Mäuse.

Wenn wir Alle nur einen Kopf hätten, so brauchten wir Alle nur einen Hut.

Man muß nicht alle Prügel auflesen, die einem nachgeworfen werden.

Appenzellisches Volksblatt.

Nro. 7. Juli. 1831.

Wie bebt des Waldstroms Brüke,
Der tosend sich ergeußt,
Und Bäum' und Felsenstüke
Jäh in die Tiefe reißt!

Matthisson.

Beschreibung des Gewitters in der Gemeinde Urnäschen, am 20. und 23. Juni 1831.

Montags den 20. Juni nach einem sehr heißen Tage, überzog sich des Abends der Himmel. Gegen 8 Uhr erfolgte ein Gewitter, welches mit Donner und Bliz, und mit Hagel auf den Bergen begleitet war. Der Bliz tödtete einem hiesigen Sennen bei'm Neker zwei Stüke Vieh. Es fing heftig zu regnen an, jedoch wehte nicht ein so starker Wind, wie am Freitag vorher, da das Wasser des, in Schönau entspringenden, Nürigbaches schon eine solche Höhe erreicht hatte, daß es stark genug war, die oberste Brüke *) hinter der Sägen bei'm Bindle wegzureißen, welche im J. 1827 von den 3 Brüken, die über diesen Bach führen, noch allein übrig blieb. Desto hefti-

*) Es ist immer von ungedekten Brüken die Rede, da keine gedekte verloren ging.

ger ergossen sich die Wolken an diesem Abende, so daß in Zeit von einer Stunde die gesammten Bergbäche hoch anschwollen. Der Nürigbach riß der obern Sägen den Wuhr hinweg, was 1827 auch der Fall war, verstopfte der Sägen die Wasserstube, und nahm unter der Sägen wieder seinen Ausbruch. Nun zog sich der zu einem Strome gewordene Bach gegen das alte 3gemächige Haus, welchem 1827 auch schon der Umsturz gedroht hatte. Der Hausvater, welcher sich in der Nachbarschaft befand, sah die Gefahr, in welcher seine Wohnung stand; er beeilte sich, sein Weib herauszuführen, was ihm auch gelang; hingegen getraute er sich nicht mehr, noch eine alte, an Geist und Körper schwache Weibsperson aus dem Bette zu holen. Dafür wagte sich des Nachbars Knecht, ein lediger Mensch, in's Haus, welches schon bebte und wankte, und riß jene Person aus der augenscheinlichen Todesgefahr. Kaum hatte er sie weggetragen, so sank das Haus durch die Gewalt der Fluthen so zusammen, daß in kurzer Zeit von dem zertrümmerten Gebäude nichts mehr zu sehen war. Neben diesem weggeschwemmten Hause erhielt das Wasser Zugang zu einem andern großen Hause, und beschädigte es auch beträchtlich, indem es einen angebauten Holzschopf, sammt dem Eingang in das Haus und dem Holze, wegnahm, die Kellermauer auf einer Seite einstürzte, den Keller mit Gestein und Schlamm anfüllte, und die Fenster eindrükte. Das Wasser nahm seinen Lauf über den Wiesboden hinunter, und vereinigte sich verderbenbringend mit dem Gewässer bei der oben erwähnten Brüke, gegen den Hasenrähn. Bei der untern Sägen schwemmte es viele ganze Säghölzer, Till und Bretter weg, und brachte einen Bret-

terschopf zum Sinken. Die Wasserstube dieser Sägen wurde auch ausgefüllt; die Brüke hingegen, welche 1827 weggeschwemmt worden war, blieb diesmal stehen, weil das Wasser, wegen der Anhäufung von Steinen einen andern Ausweg genommen hatte; aber unten, gegen das Dorf brach der Strom gleichfalls aus, nahm seine Richtung hinter sechs Häusern, bei der Sonne vorbei, und zerstörte die unterste Brüke über diesen Bach, allernächst dem Schulhause. Bei 10 Häuser kamen insoweit in Gefahr, daß das Wasser in die Keller eindrang.

Der Hofbach, welcher seinen Ursprung an dem Teufenberg nimmt, spülte hinter der obern Mühle den Wuhr, die Brüke, sammt den Brükfüßen mit sich fort, und wälzte aus der Mauer und aus seinem Beete Steine von ungeheurer Größe weg, so daß die Bewohner der Mühle sich genöthigt sahen, schnell aus derselben zu fliehen, weil zu besorgen stand, es werde das Gebäude der mächtigen Anströmung nicht widerstehen können. Die Mühle selbst blieb zwar verschont, allein aus lauter Wasserreichthum ward das Werk so arm an Wasser, daß die Säge stille stehen muß, und nur noch ein Mahlhaufe im Gange ist. Der untern Mühle zu, führte das Wasser rechts und links Wuhre und Boden hinweg, verschonte gleichfalls weder Brüken noch das Gemäuer, richtete seinen raschen, zügellosen Lauf gegen die Au, ließ die dortige Brüke zwar stehen, häufte aber viel Steine und Holz bei der Mündung, wie dieß auch bei'm Nürigbach geschah.

Noch sind 2 kleinere Bäche ob dem Steinenmoos, und 2 andere in Aplis, welche theils schöne Wiesen verheerend durchliefen, mit vielen großen Steinen, mit Kies und Sand

überführten, theils das schon abgemähte Heu verwüsteten, und — mit einem Worte, auch als kleine Bäche den Großen machten. Auch das Buchen-Bächlein, welches durch das Dorf fließt, that sehr wild und ungestümm, und alle diese Zuflüsse, das Grabenwasser mitgerechnet, brachten die Urnäsch in eine solche Wallung, daß sie sich in furchtbarer Breite über Wiesen und Felder Bahn machte, und im Thale Wuhr und Damm durchbrach. Unten am Dorfe, gegen das Thal, ging das Wasser beinahe hinten an die 2 ersten Häuser, und bis über die Schießhütte hinaus. — Zwar war der Wasserstand 1778 um 7 Schuhe höher, als der diesmalige, doch stieg dieser bei 12 Schuhe über den gewöhnlichen Stand, und nach geschehener Abmessung fand man 505 Schuh Breite. Bei dem alten Kreuze erreichte das Wasser eine solche Höhe, daß man zum Fenster hinaus dasselbe berühren konnte. Aus diesem Hause, so wie aus andern angrenzenden Häusern mußte man mit den Habseligkeiten fliehen, da hier das Wasser in die Küche, dort in die Stube drang. In 5 Viertelstunden haben die angeschwollenen Bäche, bis in die Berge hinein, im Ganzen 12 ungedeckte Brüken weggeschwemmt. So groß auch immer der Schaden war, den die wildschäumenden Gewässer an dem einzigen Montag Abends angerichtet hatten, so sollte es damit noch nicht sein Verbleiben haben. Am folgenden Donnerstag den 23. Juni, Vormittags um 11 fing es an, über dem Teufenberg zu hageln, zu blizen und zu donnern; dann regnete es bei 3 Stunden anhaltend. Weil das Beet in so kurzer Zeit nicht geöffnet werden konnte, so überlief der Nürigbach abermals, nahm diesmal seinen Gang über das Moos, der Mauer und dem Gehren

zu, überströmte schöne Wiesen, und verwüstete viel Heu und Boden. Der Hofbach sezte dießmal dem Häuschen nächst der Gehrenmühle so stark zu, daß der dortige Müller, der viel Holz in der Nähe desselben hatte, viel zu schaffen bekam, und so wie der obere Müller, großen Schaden litt, der ihm um so empfindlicher ist, weil seine Kräfte bei weitem nicht hinreichen, das Verdorbene wieder herzustellen.

Das Buchenbächlein, welches durch das Dorf fließt, griff die Eke des Stadels am 3ten Hause, nächst dem Schäfle so gewaltig an, daß das Stallgebäude selbst schnell unterstüzt werden mußte, und die Bewohner der 3 Häuser an jener Gasse, lebten an den beiden Tägen in banger Besorgniß. — Ein eigenes Schiksal hatte das alte Häuschen bei der Wiedenbrüke. Im Jahre 1778, da das Wasser um so viele Schuhe höher gestiegen war, blieb es stehen, weil es eben an einer nahe stehenden Tanne Schuz und Rüken fand, und ungeachtet jene schüzende Tanne nicht mehr steht, das Häuschen über ein halbes Jahrhundert älter ist, die Urnäsch vorne und hinten an demselben vorbeiströmte, und das Wasser in die Stube trieb, so fiel es dennoch nicht, denn es war, scheint es, auf einen Felsen gebaut. Das Tobelbächlein regte sich an diesem Tage auch gewaltig, und stürzte dem vordern Müller, Früh, den Bretterbehalter um. Ein Metzger von St. Gallen, welcher 4 Kälber in dessen Stall eingestellt hatte, büßte 2 derselben ein, und schwebte selbst in großer Gefahr. Oben im Tobel war nur ein kleiner Graben, und Wiesen und Waiden waren vermittelst eines Hages von einander geschieden. Nun hatte das Wasser den Graben so ausgefressen, und ein solches Tobel erzeugt, daß die Kühe auch ohne Hag nicht

mehr durchkommen konnten. Das Wasser wurde zwar im Allgemeinen an diesem Tage lange nicht so groß, als am Montage, dennoch richtete dasselbe durch die vielen Schlipfe die es verursachte, mehr Schaden an. Nur in einer Heimath hätten 5 Schlipfe statt, in welcher zugleich die Sommer-Viehhütte zu Grunde gerichtet wurde. Im Furth hatte ein großer Schlipf die Straße so verlegt, daß die Fuhrleute am Freitag erst um 10 Uhr an den Herisauer Markt fahren konnten, nachdem die Straße durch viele Mannschaft geöffnet worden war. An den beiden Tagen ist mithin an Wiesen, Wuhren, Heu, Straßen, Holz, Brüken und Brükenpfeilern große Verwüstung geschehen, und dieselbe fällt in der gegenwärtigen Verdienst- und Geldarmen Zeit den Beschädigten doppelt schwer, besonders denjenigen, die das, was sie vor 4 Jahren und seither mit vieler Mühe und großen Kosten hergestellt hatten, auf einmal wieder zernichtet sehen. Wer diese Verwüstung und Zerstörung nicht in ihrem ganzen Umfange in Augenschein genommen hat, kann sich keine Vorstellung von derselben machen; viel weniger derjenige, welcher den vorherigen Zustand der Dinge nicht gekannt hat.

Möge diese Gemeinde, und mögen andere Gemeinden vor solchen und ähnlichen Unfällen für lange bewahrt bleiben, und der Schaden leichter getragen werden, als es jetzt den Anschein hat!

Nachtrag.

Da sich nach diesem Berichte unter den Wetterbeschädigten einige Hausväter befinden, denen der erlittene Scha-

den so wehe thut, daß sie sich kaum von demselben erholen können, so wäre die Redaktion dieses Blattes geneigt, milde Gaben für dieselben in Empfang zu nehmen, und für zwekmäßige Zutheilung derselben zu sorgen, falls wohlthätige Menschenfreunde im Lande den Unglüklichen eine Erquikung wollten zukommen lassen.

Gedanken und Betrachtungen über die Heuerndte.

(Fortsezung und Beschluß.)

Ha, wohin man jezt seine Blike richtet, — überall sieht man kahle, nakte Wiesen; man hat das Heu gut und minder gut untergebracht. Ein junger Bursche machte die Bemerkung: Jezt sieht die Welt aus wie ein Mensch, der das Haar sich hat vom Kopfe schneiden lassen. Pfui, erwiederte ich, wie ist dieß eine gemeine Vergleichung! Mir drängen sich ganz andere Gedanken auf. Es kömmt mir vor, als wäre manche Herrlichkeit verschwunden, manche Lust verwelkt, und es wird Einem sonderbar zu Muthe, wenn man auf die röthlichgelben Heustoppeln hinschaut wie auf eine abgetragene Freudentafel, auf welcher nur noch einige Spuren von dagewesenem Genusse zurükgeblieben sind. — Nur noch einmal die Wiesen so geleert, dann guken schon wieder die Herbstblumen, Zeitlosen genannt, hervor, und es geht mit schnellen Schritten dem Winter zu.

Die Halmen sind gefallen, die duftenden Kräuter sind verdorrt, die Heuerndte ist vorbei, aber manches milchweiße Angesicht hat sich schwarzbraun gefärbt; mancher Sohn und

manche Tochter, die von keiner andern Beschäftigung wissen, als das leichte Weberschiff hin und her zu treiben, haben sich müde gearbeitet; wohl auch manche angenehme oder unangenehme Erinnerung ist geblieben. Wie viele neue Bekanntschaften schreiben sich von der Heuerndte her! Wie manches wohl- oder übeltönende Lied ist an der Heuerndte in Noten gesezt, oder zuerst gesungen worden! Wie hat nicht schon da und dort Einer, im Hochgefühle der Kraft und Gesundheit, die Gränzen menschlicher Kräfte vergessen, und in vermessenem Wagen und Tragen sich in den Tagen der Freude und Lust unheilbares Uebel und Elend bereitet! Wie oft heißt es: Am Heuet jahret es sich, daß — u. s. w.

Nicht umsonst rufen die Heuer und Heuerinnen, sobald sie sich nach der Heuerndte wieder sehen, ein bedeutungsvolles „Hest wohl gschlofe?" einander zu.

Ich hörte indeß hin und wieder die wehmüthige Bemerkung machen: die Heuerledi sei in diesem Jahre bei weitem nicht so lustig und vergnügt gewesen wie andere Jahre. Ehemals habe man an der Heuerledi anmuthige Histörchen erzählt, gesungen, gescherzt, gelacht, daß es eine wahre Freude gewesen sei, und daß Großvater und Großmutter noch ein Paar Stündchen später gute Nacht genommen haben; — aber dießmal haben die fröhlichsten und aufgeräumtesten Mäder ihre Gedanken in Pareis, in Wasch-Au, in Schlitthauen, in Hemberg oder Lemberg, in Teufen, und weiß Gott wo? gehabt, und fast den ganzen lieben heiligen Abend von nichts Anderm geschwazt als vom Polenkriege, vom Tode des russischen General Salbhanskalbski, oder wie er heißt, von den Unruhen im sündlichen Frankreich,

von einer gewissen Molera Chorbus, von schlechtem Verdienst und dergleichen unbedeutenden Sachen, die ewigen Müder!

Das einzige Geschichtlein, das erzählt worden, war, scheint es, dasjenige: wie es der schlaue Joggeli dem alten Michael gemacht habe. Joggeli gieng zum alten Michael, und verlangte eine Maaß Milch. Michael schlug sie ihm rund ab, mit dem Beifügen: er brauche die Milch für die Sauen. Bald darauf kam die Heuerndte, und an einem schwülen Nachmittage drohte auf einmal ein heranziehendes Gewitter, das schon dürre Heu des Michael wieder zu durchnässen. Joggeli sizt expreß in diesen kritischen Augenbliken gemächlich auf einen Haag, und schaut ganz müßig dem Gewimmer und Gezappel auf der Wiese zu. — Du Bärenhäuter, ruft jezt Michael dem Joggeli zu, siehst du nicht, daß wir in der größten Noth sind? Geschwind komme, und helfe uns! Joggeli aber blieb sizen und erwiederte: Mstr. Michael, sönd so guet, ond holet gad d'Saue, die hönd d'Milch auch gsoffe.

Da und dort sind diesen Sommer die Heuhaufen etwas roth gewaschen worden, obwohl diejenigen Landwirthe noch ein gutes und schmakhaftes Futter gemacht, welche dem Heugeschäfte die nöthige Aufmerksamkeit gewiedmet, die ganzen und halben Sonnentage emsig benuzt, und nicht geglaubt haben, die Witterung müsse sich nach ihnen richten, statt daß sie sich nach der Witterung richten müssen. Sollte indeß an einigen Orten das Heu viel Regen bekommen, und dadurch an Kraft verloren haben, so wird es der Gutsbesizer nicht bereuen, wenn er gleich bei der Einsammlung jede Heuschicht mit Salz bestreute, und dadurch den Abgang

von der natürlichen Kraft künstlich zu ersezen suchte. Besonders dürfte die Vorkehrung in tiefern Thalgegenden, wie z. B. im Thurgau, sehr wohlthätig sein, weil ohnehin dort das Futter nicht das Saftige und das Kräftige hat, das dem Futter in den Gebirgsgegenden zukömmt; und der Vortheil der Herabsezung des Salzpreises könnte von dem Thurgauer Landwirthe nicht schiklicher benuzt werden.

Sollten hier oder da die Wiesen vor oder bei der Heuerndte durch die starken Regengüsse überschwemmt worden sein, so wird sich's der verständige Bauer zum Geseze machen, das Heu vor der wirklichen Fütterung besonders stark zu schütten, weil sich der Sand und Schlamm in das Futter sezt, und dem Vieh leicht schaden kann. Der Thurgauer Bauer giebt sich in dieser Beziehung zu wenig Mühe. Er hat häufig seine Wiesen in sumpfigem Grunde, und nicht immer die Gräben sorgfältig genug geöffnet; daher oft viel Morast mit dem Futter eingesammelt wird. Und doch ist er mit der Zurüstung der Fütterung für 6—8 Stük Vieh gar bald fertig; — ein Beweis, daß er das Heu, oder die Mischung von Heu und Stroh nicht genug klopft und stäubt, — aber auch gewiß eine Ursache von mancherlei Krankheiten unter dem Vieh.

Ein guter Heuwachs ist für jeden Landwirth, oben und unten, eine Hauptsache, und eine wohlangebaute Wiese mit guten Grasarten ist immer ein Kapital, das sich schön verzinset, zumal in Zeiten, da der höchstmögliche Ertrag mit dem Erlös aus den landwirthschaftlichen Erzeugnissen nicht in ganz unrichtigem Verhältnisse steht. Auf diesen höchstmöglichen Ertrag, oder auf die Verbesserung der Wiesen muß der Gutsbesizer gar eifrig bedacht sein. In dieser

Beziehung hat der Appenzeller vor dem Thurgauer Bauer den Vorzug, daß jener fast nur Wiesen (und oft zu viel Wiesboden); dieser hingegen auch Akerland hat. Nebst dem Umstande aber, daß der Thurgauer sehr viel auf das Akerland verwenden muß, begeht er häufig den Fehler, daß er, wenn ihm ein Stük Heuwachs, eben weil es nicht gut angebracht ist, nicht viel Futter liefert, auf der ersten besten Gant wieder ein Stük dazu kauft, anstatt dem erstern besser zuzusehen, um mit weniger Mühe einen größern Nuzen zu erzielen.

Daß man dem Wiesengrunde mit Dünger am besten zusehen kann, weiß Jeder; hierüber darf ich kein Wort verlieren. Vieles ließe sich hingegen davon sprechen, welcher Dünger für diese oder jene Grundstüke der passendste wäre; allein ich bin nicht Landwirth, und überlasse die Stimme hierüber lieber denjenigen, die es besser verstehen.

Zu allen Zeiten, und in den ältern Zeiten besonders, hat man wohl auch gefragt: wann der Dünger auf die Wiesen müsse gebracht werden? Man hat dabei auf besondere Tage und Zeichen gesehen, und der Aberglaube ist auch hier überaus geschäftig gewesen. In Deutschland z. B. glaubten Viele: So viele Lasten Mist in der Charwoche aus dem Dorfe oder Hofe gefahren würden, so viele Leichen würde man aus solchem Orte zu Grabe tragen. An dem sogenannten Pfeffertage Dünger auf das Feld zu fahren, den Stall zu säubern rc. sollte schädlich sein. Da muß oft noch der zunehmende oder abnehmende Mond, der St. Peter, Vikasius rc. herhalten; bald ist der Fisch, bald der Wassermann, bald der Steinbok ein gutes Zeichen. Mir gefiel am besten, was einst ein Schulmeister einem Bauer

anrieth, der eben auf der Wiese mit Düngen beschäftigt war. Freund, sagte er, willst du die Wiese recht gut machen, so dünge sie — am andern Tag, Widdet, wieder!

Endlich kann ich eine Bemerkung nicht zurükhalten, die vielleicht — Mangel an Sachkenntniß, aber gewiß auch Gutmeinen zum Grunde hat. Sie gehört, wenn sie irgendwie angebracht werden soll, auch noch in den Bereich der Heuerndte, und betrifft — die Sensen. Ich habe auch schon, nur um eine Uebung im Zahlenaussprechen vorzunehmen, Schüler in unserm Schulbüchlein lesen lassen: Aus Steyermark werden jährlich viele 100,000 Sensen ausgeführt. Und in einem andern Buche las ich unlängst: „Da das sächsische Erzgebirge sehr reich an Eisensteinen ist, „so sind viele Hammerwerke angelegt, bei deren geringstem „wenigstens hundert Personen als Bergleute, eigentliche „Hammerarbeiter, Fuhrleute, Holzhauer, Kohlenbrenner rc. „ihren Unterhalt finden. Es werden da eiserne Oefen, „Pfannen und Töpfe, auch Amboße, große Hämmer, Aexte, „Beile, Sensen, Sicheln u. s. w., theils geschmiedet, „theils gegossen."

Nun dachte ich, ob man denn wirklich die Sensen, als allgemeinen und unentbehrlichen Bedarf, nicht auch in der Schweiz verfertigen könnte? Wie viele Tausend Gulden werden jährlich nur für Sensen aus der Schweiz in's Ausland geschikt! Muß denn die gute Schweiz auch gar Alles von Außen her kommen lassen? Könnte man nicht wenigstens den Lohn für Verarbeitung des Eisens im Innern verdienen? Haben wir nicht in der Schweiz auch Hammerwerke, und könnten nicht mehrere hergestellt und in Gang gebracht werden? Wenn die Schweiz immer Geld genug

hat; nun, so soll sie eben fort und fort die tausend Sachen den Ausländern abkaufen, statt sie selber zu machen; wenn aber die große Geldquelle versiegen, oder doch abnehmen, und es viele müßige Leute geben sollte, — dann mag man mir wenigstens den Gedanken verzeihen! Uebrigens steht zu erwarten, die pfiffigen Engländer werden nächstens eine Maschine erfinden, vermittelst welcher man die größte Wiese, die es giebt, mit einem einzigen Streiche abmähen kann, oder, was noch besser wäre, es dahin bringen, daß unsere Ochsen und Kühe sich vom Dampfe nähren, sättigen und mästen lassen. In diesem Falle haben alle Gedanken und Betrachtungen über die Heuerndte auf immer und ewig ——— ein Ende.

S.

Bruchstüke aus einer politischen Strafpredigt.

Ja, meine Freunde, wenn ich schweigen wollte, so würden die Steine sprechen. — Welche Unordnung, welche babilonische Verwirrung herrscht nicht in der Welt! Welch' ein arges, leichtfertiges Spiel treibt man nicht mit der Menschheit! Wohin will es noch kommen, und welch' einem Schiksale werden noch die Großen der Erde entgegengehen?!

Es empörten sich die, unter dem türkischen Joche schmachtenden Griechen, und begannen den großen Kampf für Freiheit, Religion und Vaterland. — Ihr habet wohl auch schon, liebe Leute, von dem Kriege zwischen den Griechen und Türken gehört und gelesen. Ueber sieben Jahre

hat er gedauert, und Tausende von Menschen hat er gekostet, aber noch ist nicht Ruhe, nicht Friede, nicht Ordnung im Lande der Griechen. — Bald hieß es: Europäische Mächte werden und müssen ihnen zu Hülfe eilen, bald wieder: Nein, sie müssen und werden sich selber helfen. Dann zog der russische Kaiser mit seinen Völkern gegen den türkischen Sultan aus, und Viele freueten sich, weil sie glaubten, nun werden die Türken geschlagen, und Griechenland gelange zu der ersehnten Selbstständigkeit. — Allein, weit gefehlt. Diebitsch, der russische General, durfte mit seinen Schaaren nur bis Adrianopel vorrüken; es wurde Friede gemacht, der Rükmarsch angeschlagen, und manche Million Kriegskontribution den Türken erlassen, und den Griechen war nicht gründlich geholfen. — Doch wurde der griechische Thron ausgeschrieben, wie eine Nachtwächterstelle angetragen und feilgeboten, und es hieß jezt: ein Engländer werde den Thron besteigen, dann wieder, ein Preuße werde die Oberherrschaft übernehmen; ein Russe, ein Baier werde den Szepter ergreifen. Niemand wollte einen Thron annehmen, der entweder noch nicht in der Wirklichkeit vorhanden, oder doch noch so unfest und schwankend, und ohne sichere Stüze war. Und nun, seit ein paar Jahren ist gar keine Rede mehr von der Besezung des griechischen Thrones, wie wenn er gleich einer Urnäscher Brüke, von einem Wald- und Bergwasser weggeschwemmt worden wäre, und der Präsident Capo d'Istria mag sich dort festhalten, so lange und gut er kann und mag. Ist das eine Ordnung, meine Leute? Ich will weder untersuchen noch urtheilen, ob es das Griechenvolk, wie es jezt ist, verdiene, daß man ihm auf die Beine helfe, und

es zu einem freien und unabhängigen Volke mache, oder nicht; aber das ist meine Meinung und dieselbe will ich nicht verschweigen: Entweder sollten die hohen Mächte es rund und frisch aussprechen, die Griechen gehören von Rechteswegen unter das türkische Joch, und würden sie unter demselben verschmachten; oder sie sollten einmal mit Macht und Ernst einschreiten, daß es zu seinem Zweke und Rechte gelange. Aber ihrem Winseln zusehen, sie ihrem Schiksale anheimwerfen; sie unter sich selbst aufreiben und langsam verbluten lassen, das ist nicht recht, das ist bei'm hohen Gott nicht recht, und wenn es alle Kabinette der Erde mit Flammenzügen unterschrieben. — Ja, wohl fällt es schwer, wie Einer unlängst sagte, die Tiefe der Politik der Herren Diplomaten dennoch zu verehren, obschon wir sie nicht einsehen! Ja, wohl ist man nicht selten versucht zu fragen: Warum hat man die Gränzen Griechenlands nicht schon längst fest bestimmt, und den Griechen Sicherheit für ihr Leben und ihr Vermögen verschafft? Warum machte man die Türken nicht ganz unschädlich, da man sie doch, so zu sagen, ganz in der Hand hatte? Was geschehen ist, scheint uns für das Interesse der Griechen und vielleicht überhaupt, nicht genügend. Die Türken schlafen nicht; sie sind immer thätig. Darum möchte es gerathener seyn, sie ununterbrochen zu beobachten, und ihnen nicht allzusehr zu trauen. Die Politik scheint ihnen weniger fremde zu sein, als man gewöhnlich glauben mag, und sie haben ihre Stärke darin schon viele Jahre zu ihrem Vortheile, und zum großen Nachtheile der Griechen, ja man darf wohl sagen, der ganzen Menschheit, sattsam bewiesen.

Welch eine gott- und heillose Unordnung haben die Herren ferner in Portugall! Ach es möchte, wie man zu sagen pflegt, mit blutigen Buchstaben gemalt am Himmel stehen, wie es in diesem armen Reiche zugeht! Hier hauset seit 1826, also schon bei fünf Jahren — Miguel, der sich schon bei seiner Ankunft als Usurpator, als Barbar, als Wütherich ankündigte, und seitdem immer wuchs an Grausamkeit und Tyrannei, und Riesenschritte machte in der Bosheit, und ein wahrer Erzengel unter den Würgengeln genannt werden mag. 45,000, schreibe fünfundvierzig Tausend Menschen habe dieser junge Würger, und häufig nur wegen politischen Meinungen, zu unglüklichen Opfern seiner schändlichen Rache gemacht, und täglich vermehre er noch seine himmelschreienden Frevelthaten! Und einen solchen Menschen oder Unmenschen läßt man einen Staat von 2½ Millionen beherrschen! Einem solchen Rasenden anvertraut man ein Volk, und gestattet es, daß er mit dem Henkerbeile, statt mit dem Herrscherstab regiere! Ihr Kaiser und Könige, wo habet ihr eure Augen? Ihr Fürsten, wo habt Ihr eure Herzen? Gerechte Nemesis, wo bleibst du mit deiner Vergeltung? Erhabener Gott, wo hast du deine Blize?

Welch ein Zaudern immer, welch unstetes Hin- und Herwanken, welche leere Vertröstungen allezeit bei denen, von welchen die Europäische Menschheit Heil und Ordnung sollte erwarten können! Einmal geht die Sage, die Miguelsche Geißel werde nächstens gestürzt und aus dem Lande vertrieben werden; das andere Mal spricht man sogar von Anerkennung dieses Unholdes als König, dann könnte man auch dem Teufel den Titel: Ihro Majestät, beilegen!

— Ist dieß nicht, meine Freunde, ein wahres Blendwerk der Hölle, und heißt dieß nicht mit den Menschen gespielt, wie mit Affen und Meerkazen?! — Eher würde es, glaube ich, den Mächtigen in unserm Welttheile zu Sinne kommen, einen Feldzug nach Tunis und Tripolis zu veranstalten, zumal wenn dort auch den Räubern ein Schaz von Millionen zu rauben wäre, als daß sie in der Nähe ein gepeitschtes Volk, eine irregeleitete Nation zu Frieden und Ruhe brächten.

Und werfen wir noch einen Blik in den kalten, weiten Norden hin; — Gott, was sehen wir auch da! Ach, der Polenkrieg, der Kampf des kleinen Davids mit dem großen Goliath, ist Euch genug bekannt! Dort wagt und opfert ein kleines Häuflein gegen ein Riesenvolk — Leib und Leben, Gut und Blut um Freiheit und Vaterland.

Wie viele Tausende sind da schon gefallen, nur um einen Schritt Boden mehr zu haben! An den Polen ist's wohl zu begreifen, daß sie sich wie Löwen in den Kampf stürzen; sie wissen, für was sie es thun, und wollen lieber sterben als in Ketten schmachten; aber die Russen, die armen Sklaven, für was kämpfen wohl sie? Wofür wagen auch sie ihr Blut? — Für des Herrschers Herrscherwuth, für seinen Ehrgeiz, seinen Eigensinn!

Wäre er denn nicht mächtig genug, wenn er das geraubte Gut dem armen Völklein ließe, und das Leben seines eigenen Volkes schonte? Ach, und was ist alles Blut auf dem Schlachtfelde, gegen die Thränen, die die Lebenden über die Todten weinen werden! Nun, die Fürsten haben eine eigene Moral, und ein Gewissen, so weit,

wie ihre Reiche sind, — aber um solchen Preis möchte ich nicht Fürst sein.

Das ist noch das Schönste und Rühmlichste, daß sich überall eine so rege Theilnahme an dem Schiksale Polens zeigt, aber auch ein sprechender Beweis, daß das Unrecht auf der großen Seite sey. Höret, was ein Tageblatt spricht: Wenn Deutschland Preßfreiheit hätte, würde einstimmig der Ruf zu Polens Befreiung sich erheben. Statt dessen hat ein gemeinsamer Thattrieb zur Hülfe die Deutschen ergriffen. Ueberall bilden sich Hülfsvereine; aus allen Ständen fließen Opfer und Beiträge; zu Frankfurt, Wiesbaden, Darmstadt, Leipzig, 2c. ergeht öffentlicher Aufruf, und wo früher für die Griechen zu sammeln verboten war, da wird jezt öffentlich für die Polen gesteuert. Aerzte, Arzneimittel, Geld, Wein, Bindzeug 2c. gehen postfrei bis zur polnischen Gränze, und sogar Ungarn wird laut für die Noth seiner alten Verbündeten. Diese Erscheinung ist merkwürdiger als die Tapferkeit in den Schlachten, und der Widerstand gegen die Macht des nordischen Riesen. Die Weltgeschichte hat in ihren Zeitbüchern kein zweites Schauspiel der Art aufzuweisen. Europa ist zu einer Familie geworden, und alle Glieder dieser großen Völkerfamilie freuen oder betrüben sich innig und mit voller Seele, je nachdem ihre Mitbrüder an der Weichsel siegen oder unterliegen. Dieses Alles aber gilt mehr von den Privaten, als von den Regierungen. Es geht zwar von Millionen aller Zungen nur eine Stimme — aufwärts zu den Höfen und Kabinetten der Fürsten und Regenten, — der Ruf um Polens Befreiung. Seit langem tröstet man uns mit der Aussicht auf eine Einmischung der ersten

Mächte Europa's, Frankreichs und Englands. Selbst auf Oestreich wagt man zu bliken! Allein, glaube wer glauben kann! Es bleibt nur bei schönen Reden und herzrührenden Gedichten, und am sichersten ist es immer, wenn die Polen sich selbst helfen! Aus der Seele hat mir ein anderer Publizist gesprochen, wenn er sagt: Was Polen anbetrifft, so wünschen wir nur, daß der Himmel ihnen die einzige Gnade verleihe, keine solchen Helfer an den Mächten zu erhalten, wie sie Griechenland, nachdem es ausgeblutet hatte, annehmen mußte. Besser, wenn die Tapfern auf dem Felde der Ehre insgesammt den Tod finden, als daß sie an einer langweiligen Freiheitsauszehrung absterben, und endlich zu Grunde gehen.

Aber wenn das einst so weise, freie und glükliche Hellas und das wakere Polen, nach einem lezten Auftauchen, untersinken; wenn diese Völker der großen Uebermacht noch unterliegen, und Vaterland und Menschenrecht verlieren müssen, so stehe es in unauslöschbaren Zügen auf der Schandtafel unsers Jahrhunderts geschrieben: Mit einem Feldzuge hätten die europäischen Mächte Griechenland und Polen retten können, aber aus politischen Maximen, in der Hölle ersonnen, ließen sie sie fallen — Gott sei ihnen gnädig! Amen.

S.

An die liebwerthe Frau Base.

Eine unbekannte Frau Base stekt in der ängstlichen Besorgniß und dem tiefen Kummer, die Redaktoren des Volks-

blattes möchten sich's fortwährend zur Aufgabe machen, Männer, wie ein Dr. Titus Tobler und ein Dr. Heim, die, wie sie gar süß und lieblich sagt, dem Kanton Appenzell und unserm ganzen Vaterlande große Ehre machen, und deren das Hinterland, wie der Revisionsrath beweise, nicht gar viele aufzuweisen habe, mit seichtem Spotte zu besudeln. — Sie glaubt anbei, die Redaktoren seien zwei Geistliche; nun muß die Frau Base wohl auch wissen, daß sich die genannten Herren namentlich um die Geistlichen sehr viele Mühe geben; wie könnte es also die Absicht der Redaktoren sein, sie zu bespötteln, obwohl der Spott, wie unlängst gar scharfsinnig und wizig dargethan worden, auch sein Gutes hat? Nein, die werthe Frau Base kann ganz beruhigt und versichert sein, daß die Redaktion herzlich gerne mit diesen Zeilen das lezte Wort über jene vortrefflichen Männer verloren haben will. — Auch ihrem Rathe wollen wir gerne folgen, und das Unsrige zu der so nöthigen Volksbildung beitragen, indem wir hoffen, es möchte an den Unbelehrten hinter der Sitter noch eben so viel auszurichten sein, als an gewissen Unbelehrbaren vor der Sitter. Noch möchten wir die Frau Base höflich bitten, dem Hrn. Dr. H. zu hinterbringen, daß uns jener Aufsaz von W. in H. Ein Wort über den Aufsaz rc. S. 86 in Nro. 5. des Appenz. V. Bl. nicht nach, sondern vor der Landsgemeinde mitgetheilt, die Bestimmung der Reihenfolge der Aufsäze aber uns überlassen worden sei.

Die Redaktion.

Appenzellisches Volksblatt.

Nro. 8. August. 1831.

Die Welt würde erstiken, verfaulen und verderben müssen, wenn sie nicht zuweilen durch große Unfälle verändert, in Bewegung gebracht, und erneuert würde.

Charron.

Ueber Klima und Witterung.

Der Herr Schulmeister und sein Gevatter.

Gevatter. Ach mein Gott, das war doch wieder ein Wetter! Wie es nicht regnete, hagelte, blizte und donnerte, daß es eine Furcht war! Ich wollte noch ein wenig Holz in meinem Walde holen, und kaum erreichte ich die ersten Tannen, so fiel der Regen in Strömen herab; dabei blizte es unaufhörlich, und der Donner krachte fürchterlich, und die Schlossen bedekten in wenigen Minuten die anstoßende Wiese, daß sie wie mit Schnee besäet aussah. Ich freue mich ordentlich, daß ich wieder in meinem Hause bin.

Schulmeister. Nun, Hr. Gevatter, Ihr seid noch recht gut weggekommen, denn, während eines Gewitters hat man eben unter Tannen nicht den besten Schuz, und Ihr hättet leicht vom Blize getroffen werden können, weil die elektrische Materie gerne dem Harze nachzieht, und es oft in die Tannen, aus eben diesem Grunde, einschlägt.

Ihr werdet Euch wohl noch der Belehrung, die ich Euch einst an einem Regenabende hierüber gab, zu erinnern wissen?

G. Freilich weiß ich mich derselben gar wohl zu erinnern, und eben darum war es mir sehr unheimlich, mich einer so unsicheren Beschüzung anvertrauen zu müssen. Doch, es ist nun vorbei, und ich überlasse mich nun dem frohen Gefühle, eine augenscheinliche Gefahr glüklich bestanden zu haben.

S. Ja, ja, wenn nur alle unsere Nachbarn, Gemeinds- und Landesbrüder wieder, so wie Ihr, im Troknen säßen! Aber Manche haben leider nicht bloß Angst und Schreken ausgestanden, sondern auch beträchtlich Schaden gelitten. Der heftige und anhaltende Regen hat die Bäche so angeschwellt, daß sie die schönsten Wiesen überschwemmten, die prächtigsten Felder verwüsteten, die lieblichsten Gärten zerstörten, und die angenehmsten Hoffnungen des Landmanns — zu Wasser machten. Hin und wieder hat auch der Bliz in ein Haus eingeschlagen und Menschen und Thiere getödtet.

G. Ach, eben vernimmt man alle Tage die schauerlichsten Berichte. Heute geht es über diese, Morgen über jene Gegend los. Ich glaube bald, es sei am Jahrgange, daß Alles in der Natur, wie im Menschenthume und Menschenleben, hizig, heftig, rasch und feurig zu- und hergehen muß. Es kann nicht mehr ordentlich regnen; stromweise entleeren sich die gewitterschwangern Wolken; und die Menschen können nichts mehr ordentlich sagen, — in Strömen ergießt sich Gift und Galle aus Herz und Mund des christlichen Mitbruders, über seinen anders denkenden Zeit- und Weltgenossen.

S. Nun, es ist und bleibt immer Natur. Wenn diese manchmal ihre, vom Schöpfer ausgemachten Gränzen zu überschreiten scheint, so kehrt sie doch gewiß wieder in das gewöhnliche Geleise zurük; und auch die Menschen werden, wenn sie sich zuweilen zu viel Luft machen wollen, doch der angewiesenen Ordnung wieder so unfehlbar folgen, als die tobenden Winde sich legen, die schäumenden Wogen sich brechen, und der lachende Himmel auf die schwarze, grausenvolle Gewitternacht folgt. Die Zeit bringt Dornen aber auch Rosen.

G. Freilich, wenn man sich aber an den Dornen verwundet, so kann man nicht die Wunde mit den Rosen heilen; ich will damit sagen: die Folgen des erlittenen Ungemachs und der erfahrenen Unbill können oft lange andauern und schmerzen, und man sollte daher diese Folgen einander liebreich tragen helfen, und dieses um so mehr, wenn sie, wie gemeiniglich bei den Wetterverheerungen, unverschuldet sind.

S. Ei, da seid nur ohne Sorgen, mein lieber Herr Gevatter; man hilft den Brüdern in der Noth in unsern Tagen treulich.

G. Hört, Ihr seid mit den Herausgebern des Volksblattes wohl bekannt, darf ich fragen, wie viel schon für die Wetterbeschädigten in U. eingegangen ist?

S. Bisher kein Kreuzer, aber es wird schon noch kommen.

G. Wir haben denn doch in der That ein ungünstiges Klima in unserer gebirgigen Schweiz. Wir können rechnen, die Hälfte des Jahres im Winter vergraben zu sein; da wirft es einen tiefen Schnee um den andern daher, daß

man oft kaum von einem Hause zum andern gehen kann, oder Wiesen und Weiden, Straßen und Wege sind von einer Eisdeke überzogen; die Nächte sind lang, die Tage kurz, und wenn endlich der Frühling kommt, so giebt es noch manchen kühlen Morgen, manchen schädlichen Reifen, und das alte Sprüchwort trifft nur zu pünktlich ein: Es ist kein April so gut, er schneit dem Hirten auf den Hut. Nicht selten wüthen schrekliche Sturmwinde so, daß Bäume umgeworfen, Wälder verheert, und Häuser beschädigt werden. Selbst im Sommer ist häufig der Uebergang von der drükenden Hize in die erkaltete Luft so schnell, daß es ohne entschiedenen Nachtheil für die Gesundheit der Menschen kaum abgeht. — Kommen dann noch, wie in diesem Sommer, Hagelwetter und Ueberschwemmungen hinzu, so fehlt fürwahr nichts mehr, unsern Himmelsstrich recht unfreundlich und unsicher zu machen. — Wir müssen oft froh sein, wenn wir Bauern unser Heu und Emd in rechten Zügen einsammeln können, wenn uns unsere Erdäpfel ganz bleiben, und wenn wir mit vieler Mühe einige Körbe voll Kirschen erhalten, und ein Paar Säke voll Holzäpfel bekommen; von feinern Früchten, und edlern Obstsorten ist, zumal auf unsern Bergen nur keine Rede. Ach, das muß doch ein Leben sein, in einem Lande, wo man fast nichts von Schnee und Winter weiß, wo die Feigen, Zitronen und Pomeranzen an allen Haselstauden wachsen, und wo der Wein und das Getreide herrlich gedeihen.

S. Ach, seien wir doch mit unserm Lande zufrieden! Wir haben doch eine reine Luft, gesundes Wasser; die Ungemächlichkeiten, dergleichen wir in diesen Monaten erfahren mußten, sind bei weitem nicht alle Jahre da, und

denn wir nicht ungerecht sein wollen, so müssen wir doch bekennen, daß gerade unser Klima viel vorzügliches hat, und daß eben unser Land viele Uebel und Plagen nicht einmal dem Namen nach kennt, von welchen andere Länder heimgesucht sind. Ich will Euch einige Blike in jene Gegenden thun lassen, die Ihr Euch so paradiesisch vorzustellen scheinet, und gerade Euch im Geiste in jenes Land einführen, welches Euch aus der Bibel am beßten bekannt sein dürfte, und das gelobte Land heißt. Dieses Land liegt unter einem warmen, freundlichen, heiteren, oft auch heißen Himmelsstriche. Die Witterung ist allerdings unter diesem Himmelsstriche meistentheils einförmig und sehr regelmäßig, mithin nicht so unbeständig wie bei uns. Man zählt im Ganzen zwei Hauptjahreszeiten, Sommer und Winter. Die Sommer sind warm und die Winter nicht sehr kalt. In trokenen Sommern, welche vom Mai bis Ende Weinmonats anhalten, steigt die Hize zu einem solchen Grade, daß das Land ein verbranntes Aussehen bekommt, und man nichts, als eine fast erstorbene Natur erblikt. Nur starke Thaue sind es, wodurch das Land sich noch erquikt fühlt, und die daher als ein großer Segen von oben betrachtet wurden. Der Thau fällt zwar sehr häufig, kann aber bei zunehmender Hize doch nur die stärksten Gewächse erhalten; alles Uebrige, was nicht von Bächen und durch Menschenhände gewässert wird, verdorret, — denn von Anfang der Erntezeit, d. h., von der Mitte Aprils bis zur Hälfte Septembers, sind Regen und Gewitter etwas Unerhörtes, und man sieht in diesen Monaten nie eine Wolke am Himmel. Verliert dann Jemand nur einen Funken Feuer, so steht bald das dürre Gras, und hiemit auch die

ganze Gegend in vollen Flammen, und der Brand wird, besonders wenn Dornen, Gesträuche und Waldungen in der Nähe sind, fürchterlich. Daher gab Moses das Gesez, (2 Mos. 22, 6.) daß Derjenige, der ein Feuer anzündet, welches unversehens Dornen, Garben, Saaten oder sonst etwas ergreift, den Schaden wieder ersezen müsse. Da, wie gesagt, der Mangel des Regens in diesem Lande durch den Thau der Nacht ersezt, und dieser unter die Segnungen des Himmels gezählt wurde, so drükte daher der alte Isak einen der Segenswünsche, die er seinem Sohne Jakob ertheilte, mit den Worten aus: Gott gebe dir vom Thau des Himmels! (1 Mos. 27, 28.)

Der Winter im gelobten Lande dauerte von der Mitte Dezembers bis zur Mitte Februars. Es giebt zwar da Schnee, er bleibt aber selten einen Tag liegen, ausgenommen auf den Gebirgen. Da in dieser Jahrszeit unter jenem Himmelsstriche in den Ebenen und Thälern die Luft immer sehr warm und sogar heiß ist, so giebt es auch um diese Zeit heftige Gewitter und Hagel, während auf den Feldern alle Arten von Blumen blühen, und es entstanden nicht selten durch Regengüsse und Wolkenbrüche Ueberschwemmungen, welche großen Schaden anrichteten, die Erde, welche auf den felsigten Bergen vom Gemäuer getragen wurde, mit sich fortnahmen, Häuser niederrissen und auch Menschen ersäuften, oder in Lebensgefahr brachten. Die Wege waren und sind daher im Winter schlecht und schlüpfrig, und das Reisen ist nicht nur beschwerlich, sondern auf den Gebirgen auch sehr gefährlich, besonders auf schmalen Straßen an dem abhängenden Theile der Berge. Daraus läßt sich erklären, warum Jesus, als er die schrekliche

Verwüstung der Stadt, des Tempels, und den Untergang des jüdischen Staats vorhersagte, die Worte hinzusezte: (Matth. 24, 20.) Bittet aber, daß euere Flucht nicht geschehe im Winter u. s. w., weil um diese Jahrszeit auch namentlich im jüdischen Lande nicht wohl fortzukommen und zu entfliehen ist.

G. Nun so scheint es doch, es habe in andern Ländern auch noch Unannehmlichkeiten von der Witterung und dem Klima her.

S. Das denke ich, und erst bin ich noch nicht fertig, denn so gesegnet und fruchtbar übrigens das jüdische Land war, und es großen Theils noch ist, so mußte es doch von Zeit zu Zeit auch traurige Schiksale erfahren, und wurde und wird noch von gewissen Landplagen heimgesucht, welche Folgen seiner eigenthümlichen Lage waren. Dahin gehörten vor allen Dingen: 1. Erdbeben. Da das gelobte Land gebirgig ist, und am Meere liegt, so wird es öfters von Erdbeben heftig erschüttert, und selbst in der Bibel werden einige derselben erwähnt. So wie in den ältern, so ist auch in den neuern Zeiten das Land nicht selten von großen Erderschütterungen heimgesucht worden. Ein schrekliches Uebel jenes Landes ist 2. ein glühender Ostwind, der aus den dürren, heißen, arabischen Sandwüsten weht, und von den Arabern Samum, und von den Türken Samiel genannt wird. Er führt einen Schwefelgeruch mit sich, und tödtet alle Menschen, wenn er von ihnen eingeathmet wird. Die Todten sehen aus, als wenn sie schliefen; ergreift man aber eine Hand oder sonst ein Glied, um sie aufzuweken, so reißt es vom Leibe ab. Nach einiger Zeit werden die Leichen schwarz. Die Vorboten, welche die Ankunft dieses

schreklichen Windes verkündigen, sind — ein röthlicher, von den schwefelichten Theilen herrührender Nebel in der Luft. Die Thiere im Freien senken, durch einen Trieb der Natur geleitet, den Kopf zur Erde nieder, und werden daher nicht getödtet, weil der Wind nie unter zwei Fuß über der Erde weht. — Nicht minder schreklich waren oft zur Zeit des dortigen ungemächlichen Winters 3. Donner- und Hagelwetter, Wolkenbrüche, Ueberschwemmungen und Wasserhosen, welche leztere auf dem mittelländischen Meere, besonders von dem Gebirge Karmel her aufstiegen, sich in's Land hineinzogen, und alles verwüsteten, was sie erreichten.

G. O weh, da möchte ich mir das gelobte Land nicht stark loben. Aber saget mir doch, mein Freund, was sind eigentlich Wasserhosen?

S. Wasserhosen sind ungeheure Wassersäulen, die sich auf dem Meere erzeugen, mit dem entsezlichsten, donnerähnlichen Getöse sich entladen, und dann alle Fahrzeuge, gegen die sie anstürmen, in den Grund niederdrüken und zertrümmern, wie wenn ein Knabe eine Feder zerknikt und dahin streut. Manche rechnen diese für die Schiffe verderbliche Erscheinung zu den Wirbelwinden, die von einer Zeit zur andern aus dem Meere sich erheben, in der Gestalt diker, schwarzer Wolkenmassen daherziehen, und zwar mit solchem Ungestümme, daß die allergrößten und schwerbeladenen Schiffe schnell dahinstürzen. Mit besonderer Verwunderung nimmt man dann wahr, daß wenn eine solche Wasserhose erscheint, Enten und Schwäne sich schnell an das Land retiriren, damit sie dem nahenden Verderben dadurch entgehen mögen.

G. Ich danke Euch für die gütige Belehrung! Jezt

werdet Ihr aber doch mit den Landplagen am Ende sein?

S. Nein, noch bin ich mit denselben nicht am Ende Ich sagte Euch von einem Ostwinde, und mit diesem Ostwinde kamen nicht selten

4. ganze Züge von der Wander- oder Zugheuschreke, ein, durch ihre unersättliche Gefräßigkeit und furchtbare Menge, für die Morgenländer äußerst schädliches Insekt, und eine wahre Landplage. Die Zugheuschreke ist größer, als unsere abendländische (Heustaffel). Ungeheure Schwärme derselben, welche von Augenzeugen mit Kriegesheeren verglichen werden, verheeren oftmals im Morgenlande die reichsten Erndten, und verursachen allgemeinen Mißwachs und allgemeine Hungersnoth. Sie erscheinen in so erstaunlichen und so dicht an einander gedrükten Heeren, daß die Sonne verdunkelt und es plözlich so finster wird, daß man nicht zehn Schritte vor sich sehen kann; denn ein solcher Schwarm ist zuweilen 4 — 6 Stunden lang, und 2 — 3 Stunden breit. Wo sie sich niederlassen, wird in wenigen Stunden eine Streke von etlichen Meilen ganz kahl gefressen. — Zuweilen werden sie mit dem Winde in das mittelländische Meer geführt, und kommen darin um. Solche Heere von Heuschreken haben auch schon ganz Europa durchzogen und ganze Gegenden verwüstet. Noch in den Jahren 1747 und 1748 haben sie Ungarn, Polen, Schlesien, Holland und selbst England sehr heimgesucht.

G. O Gott bewahre uns vor diesen Bestien! das wäre eben ein Schreken mit diesen Heuschreken, fast als ob die Pest daherzöge.

S. Ihr erinnert mich eben daran, auch der Aussaz

und die Pest waren gewöhnliche Uebel im jüdischen Lande. Der Aussaz, eine fürchterliche, langwierige, schauderhafte, und — bei der allgemeinen Verdorbenheit des Blutes und der Säfte tödtliche Krankheit, war eine wohlbekannte Plage bei den Juden, und sie konnte von der, den Juden gleichsam angeborenen Unreinlichkeit, und von einer liederlichen Lebensart, zumal bei der Hize des dortigen Klima's leicht entstehen.

Auch die Pest, welche meistens aus Egypten kommt, war im jüdischen Lande nicht unbekannt, und der Engel, der die große Niederlage in dem Heere Sanheribs angerichtet hat, (2 Kön. 19, 35.) ist nichts anderes, als die Pest. Nicht wahr, ein sauberer Engel, Herr Gevatter? Sie konnte bei ihrem Ausbruche, wo sie immer am heftigsten ist, in einem großen Lager, in welchem die Soldaten dicht an einander liegen, gar wohl in einer Nacht 185,000 Menschen theils ergreifen, theils aufreiben, zumal, wenn verpestete Waaren, etwa egyptische Beute, nach der Theilung im ganzen Lager zerstreuet waren, oder die Soldaten, welche die Beute ausgepakt hatten, in's gesammte Lager vertheilt wurden, oder die Luft von den nahe gelegenen, verpesteten Waaren über das Lager hinstrich, und so die Pest aus einem Zelte in das andere brachte.

Viele behaupten, dieses fürchterliche Uebel entstehe ursprüglich immer in Egypten, und werde durch angestekte Reisende, und durch verpestete Waaren in andere Gegenden und Länder gebracht, und so weiter fortgepflanzt. Soviel ist wenigstens gewiß, daß die Pest in Egypten öfter als in andern Ländern entsteht, und große Verheerungen anrichtet. So z. B. starben im J. 1580 in Kairo, der

Hauptstadt Egyptens, in sieben Monaten 500,000 Menschen an der Pest. In Konstantinopel, wo die Leichen bei den Stadtthoren gezählt werden, starben im J. 1714 gegen 300,000 an der Pest.

G. O, da will ich nicht mehr klagen, und herzlich wohl zufrieden sein, und Gott auf den Knien danken für das gute Land das er uns gegeben hat. Aber, wenn nur die Pest, die gegenwärtig in so vielen Ländern grassieren soll, nicht auch in unsere liebe Schweiz eindringt!

S. Man hat doch noch Hoffnung, daß sie das nicht thun, daß vielmehr die reine Luft unsers Gebirgslandes, und die reinlicheren Bewohner unserer Städte und Dörfer sie von unsern Gränzen abhalten werden; doch thut man wohl, wenn man sich auf alle Fälle mit den Verwahrungs-, Schuz- und Behandlungsmitteln, welche geschikte Aerzte an die Hand geben, bekannt macht. Wenn wir auch von diesem Uebel frei bleiben, so können wir in der That uns nicht genug glüklich preisen. Uebrigens bin ich eben auch Euerer Meinung, Hr. Gevatter, — wir sollten von den Ungemächlichkeiten, die wir etwa durch Witterung und Klima erfahren, nicht gar zu viel Aufhebens machen, und nicht wie es Leute im Brauch haben, jammern, es habe keine Trauben an den Reben, kein Obst auf den Bäumen, kein Gras in den Wiesen, kein Korn auf den Feldern, und doch, wenn ein leichter Hagel über die Gegend fährt, gleich die Rechnung machen: Für so und so viel tausend Gulden habe das Wetter nur einem Einzigen geschadet! Wo aber wirklicher Schaden eingetreten ist, da soll man brüderlich tragen helfen.

S.

Einige Bemerkungen, die neue Verfassung betreffend.

Die Revisionskommission unsers Kantons hat nun einen Theil ihrer, von der Landsgemeinde ihr zugewiesenen Arbeiten vollendet, denselben dem Volke durch den Druk bekannt gemacht, und zur Prüfung vorgelegt. Wäre dieses nicht geschehen, und hätte sie dem Volke nur von der Kanzel herab ihren Entwurf des neuen Landbuchs oder der Verfassung bekannt gemacht, so hätten sich unzählige Irrthümer und Verdrehungen in die Begriffe des Volks eingeschlichen, und es wäre der neuen Verfassung schon in ihrem Entstehen das Todesurtheil gesprochen worden. Obschon aber nun dafür gesorgt wurde, daß der, in sehr verständlichem Deutsch abgefaßte Entwurf jedem Landmanne in die Hände kommen konnte, so herrschen demungeachtet doch noch manche Irrthümer über mehrere Artikel desselben unter dem Volk, die wohl verdienen, an das Licht gezogen und näher betrachtet zu werden.

Es ist z. B. ein Irrthum, wenn geglaubt wird, das im Entwurf vorgeschlagene Obergericht werde mehr kosten, als der Große Rath. Denn eine Großrathssizung von 3 Tagen würde dem im Entwurf vorgeschlagenen Taggeld zufolge gegen 270 fl., das Obergericht von eben so viel Tagen nur gegen 100 fl. kosten. Zu dem könnte man mit Gewißheit annehmen, daß das Obergericht in 2 Tagen eben so viel Prozeßfälle beurtheilen würde, als der Große Rath unter den jezigen Umständen in 3 Tagen. Und gesezt, das Obergericht würde eben so viel oder noch mehr kosten als der

Große Rath; wer wird denn nicht lieber sowohl in zweiter als in dritter Instanz vor ganz unparteiischen als immer vor ein und denselben Richtern erscheinen, die ihre Meinung über irgend eine Prozeßsache selten ändern werden.

Man hört ferner sagen: Die Revisionskommission habe ihre Vollmacht überschritten; der Auftrag der Landsgemeinde sei nicht gewesen, das Landbuch gänzlich umzuändern. Aber ich frage: was war natürlicher, als einer jeden Behörde, von der höchsten bis zur niedrigsten, ihre Kompetenz oder Vollmacht zuzuweisen, und dann auch die übrigen Grundgeseze folgerecht aufzustellen? Und ist nicht alles, was die Kommission zu Tage förderte von diesen oder jenen Landleuten, freilich oft ganz widersprechend verlangt worden? So gab es z. B. eine große Zahl, die in der neuen Verfassung eine Trennung der Gewalt wünschten, und was hätten diese, meistens die Verständigsten und Erfahrensten aus dem Volk, von der Revisionskommission denken müssen, wenn sie nicht auf ihre Wünsche geachtet hätte. Und daß dieselbe nicht auf alle Wünsche, wenn sie auch aus redlichem Herzen hervorgiengen, Rüksicht nehmen konnte, ist leicht zu begreifen. Dafür kann aber auch Jeder seine Hand für oder gegen den Entwurf oder einzelne Artikel desselben geben. Möchte nur jeder Landmann denselben ohne Vorurtheile prüfen, und das Wohl des ganzen Kantons mehr als das Wohl des Einzelnen ins Auge fassen. Es ist gewiß bei solcher Offenheit, mit welcher die Revisionskommission handelte, thöricht, zu fürchten, dieselbe habe die Absicht, die Freiheit unsers Kantons zu untergraben.

Ein redlich denkender Landmann.

B.

Auskunft und Berichtigung.

Was doch die Natur nicht Alles liefert! Was doch die Menschen nicht Alles auffinden!

Die Zeitung für Landwirthschaft und Gewerbe, Nro. 18 d. J., giebt eine, aus der allgemeinen Handlungszeitung, Jahrg. 1828, gezogene Anleitung, Oel aus Maikäfern zu bereiten, und zwar auf folgende Weise: „Man sammelt die Maikäfer in irdene Töpfe, deren Mündung man „mit Stroh oder mit einem Drathgitter verschließt, und „sie dann umgekehrt über ein Auffanggefäß stellt. Hat man „so mehrere Töpfe nebeneinander gestellt, so macht man ein „Feuer von Reisig oder Hobelspänen. Das in den Käfern „enthaltene Fett fließt dann ab, und tropft in das Auf„fanggefäß. In der Neogroder Gespannschaft in Ungarn „hat man auf diese Art Oel aus Maikäfern bereitet und statt „Wagenschmiere, vulgo Karrensalbe, gebraucht. Acht „Maaß Maikäfer geben 3 Maaß Oel.

* *
*

Man stellte hierüber Versuche an, und das war löblich, denn man sollte wirklich auch in unserer Gegend mehr landwirthschaftliche Versuche machen, als es zu geschehen pflegt; allein schon in Nro. 20. der gedachten Ztg. f. Lndw. und Gew. erschienen zwei unerfreuliche Berichte. Der erste lautete so: „6 ℔, à 32 Loth, lebendige Maikäfer (einer we„niger, weil er, den Märtyrertod vermuthlich voraus wit„ternd, davon flog) wurden ganz der Vorschrift gemäß „behandelt, ausgenommen daß, besserer Sicherheit wegen, „anstatt einem Strohlager ein geeignetes, mit Löchern ver-

„sehenes Eisenblech zur Unterlage angewandt wurde. Bin„nen einer halben Stunde, während man das Feuer ge„hörig unterhielt, tröpfelte eine Flüssigkeit in die Unter„lage, bei welcher Flüssigkeit aber durchaus kein thierisches „Fett auszumitteln gewesen sei.

Der zweite Bericht ließ sich, noch kläglicher, auf folgende Weise vernehmen:

„Es ist doch auffallend, daß die Herausgeber der Hand„lungszeitung und anderer deutscher Blätter solche unver„bürgte Nachrichten in die Welt hinausschreiben durften, „wie diejenige war, daß man Karrenschmiere aus Maikä„fern bereiten könne. Ich wollte mich zuerst nur davon „überzeugen, ob wirklich eine ölige Substanz in den Mai„käfern vorhanden sei. Ich sezte daher einen Topf, mit „Maikäfern augefüllt, über ein starkes Feuer, und schnell „war meine Küche und das ganze Haus mit einem abscheu„lichen Gestank erfüllt. Anfangs floß zwar eine sehr übel„riechende Flüssigkeit aus den Käfern; aber diese war „so wenig öligter Natur, daß sie schnell einkochte, und „die auf dem Boden des Topfes sich befindende Käferlage „sich am Boden ansezte und völlig verbrannte, ohne daß „eine Spur von Fett daran zu bemerken war. Vermuth„lich werden noch mehrere ähnliche Versuche eben diese Re„sultate herbeiführen.“

So weit die Berichterstatter. Ich freue mich nun, im Besize eines Arkanums (Geheimniß) zu sein, durch dessen Anwendung ganz andere und ersprießlichere Erfahrungen zum Vorschein kommen werden, und beeile mich deswegen, dasselbe meinen landwirthschaftlichen Mitbrüdern bekannt zu machen. Es ist äußerst einfach, dabei durch-

aus zuverläßig, und besteht darin: Entweder rathe ich an, daß man sich zum fraglichen Zweke lauter ungarischer, recht fetter Maikäfer bediene, — oder wer dazu keine Gelegenheit hat, der bestreiche jeden einzelnen Maikäfer, ehe er das Feuer anmacht, recht tüchtig mit adeps suillus (Schweineschmalz), daß er weder mehr fliegen noch kriechen kann. Hüllt er jedes dieser Thierlein so ganz in diese Materie ein, daß es in der Größe und Form eines Gänseei's erscheint, so wird der Erfolg ganz ungemein befriedigend sein. Es kommt oft nur auf die rechte Behandlung, und besonders auf gewisse Zuthaten an, und ich wollte mich anheischig machen, aus alten Zeitungen einen herrlichen Syrup zu Tage zu fördern. S.

Der Bienenkorb.

Warum verweilt denn, sage mir,
Auf meinem Bienenkorb dein Blik? —
Natürlich, Freund! ich sehe hier
Die erste gute Republik.

Hg.

Es giebt keine andere und bessere Kunst — als Nachahmung der Natur.

Es ist der Mühe werth, in den so zahlreich bevölkerten Bienenstaat, den die unveränderliche Gleichheit der Geseze und Sitten seit Jahrtausenden vor erschütternden Revolutionen bewahrt hat, einen aufmerksamen Blik zu werfen. In einem jeden Bienenstoke befinden sich ordentlicher Weise dreierlei Bienen, die sich durch ihre Gestalt, Anzahl

und Bestimmung auffallend genug unterscheiden. Ein einziges Weibchen, und zwar die Königin, ist der Ordnung nach in dieser zahlreichen Gesellschaft, und sie ist die eigentliche Landesmutter ihres Staates. Außer der Königin befinden sich in jedem Stoke zu gewissen Zeiten dikere, bienenartige Geschöpfe, die man Drohnen nennt. Dieß sind ziemlich faule, unthätige Geschöpfe, die nur selten ausfliegen. Viel essen, wenig arbeiten und sich hübsch warm und bequem halten, das ist ihre Sache, bei der sie so getreu wie mancher Mensch bleiben, und sie sollen sogar wie dieser mit einem gewissen Gesumse über den Staatshaushalt räsonniren, wenn sie nicht genug Honig bekommen. Die dritte Sorte sind die so nüzlichen Arbeits- oder Werkbienen, deren zu einem Schwarme 20,000 gehören. Die Königin genießt eine besondere Auszeichnung, aber nicht als Regentin, sondern als gemeinschaftliche Mutter, denn sie giebt keine Geseze, ordnet nicht das Bauen an, und veranstaltet nicht die Ermordung der Drohnen. Das Alles geschieht in einem Ablegerstok auch ohne sie.

Wenn die Arbeitsbienen mit rothen, gelben oder weißlichen Wachsknollen an den Schenkeln nach Hause kommen, so wartet schon ein eigens dazu bestimmter Trupp auf sie, um ihnen die Höschen auszuziehen. Eine besondere Abtheilung scheint dazu beordert zu sein, Wache zu stehen, und die Raubbienen und andere Feinde von dem Stoke abzuhalten; und wieder andere üben gegen den Herbst, oder so bald die Schwärmezeit vorüber ist, die Justiz an den unnüz gewordenen Drohnen aus. Hier in diesem gewiß wohl geordneten Staate sehen wir also die leibhaftige —— Trennung der Gewalten.

Der Wald.

Ich hab' mir ein niedliches Hüttchen erbaut;
Entfernt vom Getümmel, da leb' ich vertraut,
Mit flötenden Vögeln im ruhigen Hain,
Manch' einsame Stunden und Tage allein.

Ich ließ mir für die heißen Sommertage ein kleines Häuschen in die Mitte meines großen Tannen- und Buchenwaldes bauen, und horchte oft lange dem Gesange der Vögel zu, von welchen der Wald gar reichlich bevölkert war. Einst flatterte das Gefieder ganz ungewöhnlich um eine große weitästige Tanne herum. Ich wußte anfänglich nicht, was es absezen wollte; endlich merkte ich, daß es auf eine Versammlung des gesammten Federvolkes abgesehen wäre, und hielt mich mäuschenstill. Hierauf brachten einige wunderliche Zeisige, in Verbindung mit einem Waldmeisenpaare vor: Es hausen und nisten seit einiger Zeit in diesem Waldrevier gewisse Vögel, die gar nicht in diese Gegend gehören, wie z. B. Kukuks, Krähen u. s. w., die auch nicht das ganze Jahr im Lande bleiben, sondern kommen und gehen, wie es ihnen einfällt. Diesen Hin- und Herzüglern sollte man das Gehölz in Zukunft versperren, oder wenigstens das allgemeine Verbot für sie ergehen lassen, daß sie nicht mit ihrem Gekrächze und Gekreische die wahren, einheimischen Singvögel an ihrem Gesange stören. Der Vortrag fand keinen Eingang, sondern es ward beschlossen: Alles, was Vogel heißt, soll im Walde mögen singen, wie ihm der Schnabel gewachsen ist; und seitdem geben alle Vögel, auch die Beisäßen, ihre Stimme. Die Grasmüke

erbot sich sogar, dem Kukuksweibchen die Eier auszubrüten! Das gränzt an Humanität!

Der Garten.

Blumen öffnen mit Verlangen
Ihre Kelche, — zu empfangen
Schmeichlerischer Weste Kuß.
Wie die Ros' auf ihrem Throne,
Glüht die kleine Anemone,
Nach des Lenzes Vollgenuß.

In meinem Garten blühten seit Jahren und Tagen einfache Tulpen, Veilchen, Rosen, Rittersporнen, Nelken, Jasmin u. dgl. Diese Blumen pflanzten sich selbst durch Wurzeln und Saamen fort. Mitunter fand auch das Unkraut seine Stellen.

Unlängst beschenkte mich der Hofgärtner mit seltenen, ausländischen Gewächsen, mit der einfachen Bemerkung: ich könne ihm gelegentlich einige von meinen allbekannten Pflanzen dafür geben. Ich nahm sie an, dachte aber, ich werde mit den afrikanischen, asiatischen und amerikanischen Sezlingen übel ankommen. Wie erstaunte ich daher als meine Blumen den fremden Kolonisten ganz willig das Niederlassungsrecht einräumten, und mit ihnen friedlich in meinem Garten wohnten!

S.

Insurrektion oder Aufstand im Lande Gehenna.

Was man schon eine geraume Zeit erwartete, ist geschehen. Nachdem die Gährungen, Empörungen, Revolutionen ꝛc. in der halben Welt die Runde gemacht haben, kam es am 13. Juni in Gehenna zu einem fürchterlichen Ausbruche. Gehenna ist ein überaus heißes Land, welches aber mehr durch Unterhaltung eines künstlichen Feuers, als durch die Natur in seiner bratenden Wärme erhalten wird, und der immer zunehmende Mangel an Holz und an dem, noch weit kostbarern Brennstoff, soll die erste Veranlassung zum Aufruhr gegeben haben, nachdem es sich schon lange gezeigt, wie daß des Landes Fürst bei weitem nicht mehr in derjenigen Ehre und Achtung stehe, deren er sich früher zu erfreuen hatte. Sein Ministerium sollte entlassen oder, wie Andere lieber wollten, entsezt, der Fürst selbst aber in das kalte Sibirien verwiesen werden. Die Stabilen wurden mit Stabellen mürbe geschlagen, die fürstlich Gesinnten mit Schnee beworfen, und in kurzer Zeit sah man das Land mit Barricades von lauter Eiszapfen völlig besäet, denn in diesem Lande wird dem Gegner kalt statt warm gemacht. Auf einmal ward und einhellig Don Miguel zum Könige des Landes ausgerufen, und eine gräßliche Janitscharenmusik-Harmonie vermehrte die empfangenen Eindrücke. Man ist auf weitere Nachrichten sehr begierig.

S.

Appenzellisches Volksblatt.

Nro. 9. September. 1831.

Der muntern Lieder froher Schall
Durchtöne Thal und Hain,
Und weke jeden Wiederhall,
Und Dörfer jauchzen d'rein.

Buschendorf.

Kurze Beschreibung der Sänger-Festfeier, den 18. August 1831 in Wolfhalden.

Der frühe Morgen war schön und heiter, und wurde in Wolfhalden durch den Schall der großen Gloke und den Knall der Mörser begrüßt; der leztere wiederholte sich von Stund zu Stund, bis die Sänger mit ihrer Fahne auf dem Kirchplaz versammelt waren. Nun bewillkommten die Mitglieder außer der Goldach, diejenigen herwärts derselben in einem schönen passenden Liede, und wie dieses gesungen war, begab sich der Verein in die Kirche zur Liederprobe und der Besorgung der Jahres-Geschäfte. Nach einer Erholungsfrist von ¾ Stunden, und nachdem die Ehrengäste in die Kirche geführt worden — zog der Verein von der Krone aus, stimmenweise geordnet, voran militärische Musik, die Fahne und die Mitglieder vom Komitee, eben dahin. Pfarrer Zürcher begrüßte die Gäste und den Verein in einer gemüthlichen Rede, und an die-

selbe reihte sich sogleich der hehre kräftige Männerchor. Nachdem der Gesang beendigt war, begaben sich die Sänger in voriger Ordnung und mit ihnen alles Volk, nach der lichten frohen Hütte im Freien, die von Vorstehern und Partikularen in dem thätigen, freundlichen Wolfhalden, dem Verein, um unter derselben zu essen und sich seinen gewöhnlichen Freudengenüssen zu überlassen, auf einer Stelle errichtet war, die an herrlicher Lage und Aussicht alles bisherige dieser Art übertraf! Nach einer Stunde fröhlichen Aufenthalts und nach freundnachbarlichem Gruß, den Arzt Hohl den Mitgliedern der St. Gallischen Singgesellschaft mit beredter Zunge dargebracht hatte, stand der Verein vom Tische auf, ordnete sich wie Vormittags, und folgte der voran schreitenden Musik nach der bezeichneten Stätte, allwo in der Vorzeit die Appenzeller über die Oestreicher einen vollständigen Sieg erfochten. Auf dieser etwas abhängenden Stelle, umringt von hohen Bäumen, zwischen denen eine mahlerische Aussicht auf das lieblich gelegene Thal, die nahen Landhäuser und Rebberge, auf den Rhein, den See und die jenseits weit ausgedehnte schöne Landschaft, dem Auge sich darbot — stellten sich die Sänger und Gäste in einen Halbkreis, in dessen Mitte eine Bühne mit einem Feldaltar angebracht war, auf dem der Ehrenpokal mit vortrefflichem Wolfhalder Wein angefüllt stand. Auf die Bühne traten die Mitglieder vom Komitee und hinter den Altar der Festredner *). Als Alles geordnet und die erforderliche Stille eingetreten war, stimmte der Präsident des Vereins ein Schlachtlied an; nach dessen

*) Alt Landsfdr. Tobler von Wolfhalden, wohnend in Speicher.

Beendigung erhob sogleich der Redner seine Stimme, und sprach folgendes zu der versammelten Menge: (Siehe weiter unten).

So wie in der Mitte der Rede, fiel auch jezt der Verein mit Gesang ein, und schloß auf diese Weise den ergreifenden Akt, dem noch ein rührendes Adagio der Harmonie-Musik folgte, durch das allmählig das ernste Gefühl der Anwesenden *) in eine sanfte und fröhliche Stimmung aufgelöst wurde.

Zum Schluß nahm Pfarrer Zürcher, den Pokal ergreifend, das Wort, mit lieblicher Beredtheit machte er auf das fruchtreiche, gesegnete Hasli aufmerksam, wo der herrliche Wein, den er kredenzte, gewachsen war, und brachte auf die blühende Fortdauer der Freiheit und des Vereins ein herzliches Lebehoch!!

Als ob die Manen der Väter uns zurufen wollten: Söhne! macht euch gefaßt auf Sturm und Ungewitter! überzog sich plözlich der Himmel mit schwarzem Gewölke, der Wind brauste in den Wipfeln der Bäume, schwere Regentropfen fielen, man verließ den geweihten Ort, und eilte zurük zur freundlichen Hütte, die aber vom Sturmwind beschädigt, gegen denselben keinen Schuz mehr darbot; dennoch blieb man mit fröhlichem Sinn beisammen; schöne Lieder und ein sinnreicher Ehren-Trinkspruch, vom allgeachteten Decan Frei, dargebracht dem gefeierten Bornhauser, ließen jedes Ungemach vergessen. Erst als die Abendzeit an die Abreise mahnte, erfolgte diese gemeindeweise, und lichtete sich allmählich der, der Feier des Tages geweihte Plaz!

*) Es mögen deren wohl 3000 gewesen sein.

Rede,

gehalten auf der Wahlstätte in Wolfhalden, am Sängerfeste den 18. August 1831.

(Von J. H. Tobler.)

Was ziehen so freudig durch's hehre Land
Die appenzellischen Söhne?
Was brausen an riesiger Felsenwand
Der Männer gewaltige Töne?
Was eint diese Schaaren in frohe Reih'n,
Was will wohl so festlich gefeiert sein?

Gesang dir! dir Freiheit und Vaterland!
Euch gelten die heiligen Stunden,
Das unauflösliche starke Band,
Das einst uns're Väter verbunden —
Heut knüpfen's hochherzige Männer neu,
Und schwören sich: heilige Schweizertreu!

Eidgenossen! Landesbrüder! Nachbarn!

Heute sind es zwei Gegenstände, die unsre Aufmerksamkeit und unser Gefühl in Anspruch nehmen, es ist die Feier unseres Sängerbundes und die Erinnerung an die schöne Waffenthat unserer Väter auf diesem klassischen Boden.

Die Feier des Sängerbundes — eine Erscheinung der neuern Zeit — sie ist sinnvoll und erhebend. Welch' schöne Genüsse verdanken wir überhaupt dem Gesang, besonders aber dem verbesserten, veredelten Gesang! Welch' sanfte sich gegenseitig anziehende Gefühle erwekt derselbe in der Brust der Menschen? Vereine von Hunderten führte dieser Freudengenius in unserer Schweiz zusammen seit der ersten Feier dieser Art in unserm Lande! Der herrlichen Tage,

wie viele schon verdanken auch wir ihm? Was gleicht wohl dem innigen Vergnügen, das wir jedesmal im rauschenden Chore, im fröhlichen Beisammensein und bei der herzlichen Verbrüderung der Anwesenden aus nah und fern — gefunden? Was gleicht der süßen Empfindung, wenn in herrlichen Liedern und Weisen, Einer dem Andern das Herz öffnete, wenn dem edeln Freudengruß, jedes unedle Gefühl wich, jedes unsittliche Wort aus dem fröhlichen Kreise verbannt war? Wenn, bei'm Zusammentreffen nach einem solchen Festtage, Einer dem Andern mit heiterm Blik begegnete und im Nachgenuß der Freude die Bruderhand bot, und das zu Stadt und Land? — Wahrlich! die Sängerfeste für sich schon, sind sinnvoll, sie sind erhebend!

Größer aber, bedeutungsvoller, ja unvergeßlich werden selbe, wenn mit ihrer eigenthümlichen Feier, die Erinnerung an die Großthaten unsrer Ahnen verbunden werden kann, wie seiner Zeit auf Vögelinsegg, am Stoß und heut da auf dieser, jedem Appenzeller heiligen Stätte!

Ja, liebe Landesbrüder! eine solche Feier ergreift unser ganzes Gemüth, und schwillt unsre Brust von mächtigen Gefühlen, denn da stehen wir nun, wo unsere Väter einst in einer ganz andern, in einer drohenden, gefahrvollen Lage standen! Da sehen wir vor uns liegen, das Gelände, die Städte und Ortschaften, wo einst Feinde der Freiheit und unsrer Ahnen, unter sich einig geworden: die Appenzeller unter das Herrscherjoch zu biegen, oder ihr Land mit Feuer und Schwert zu verheeren. Da liegt vor uns das Thal, wo Oestreichs Söldnerhaufe sich sammelte, sich vornahm, seinen wiederholt geschlagenen Herrn und dessen gefallene Vasallen, bitterlich zu rächen. Hier sehen wir

die sogenannte Wolfshalde, wo Herzog Friedrichs Knechte, bissigen Wölfen gleich, am 17. Brachmond des Jahrs 1405 unser Land mit List zu überfallen suchten, da es ihnen früher nicht gelang, in offener Fehde des tapfern Volkes Meister zu werden.

List wurde mit List bezahlt; freigesinnte Weiber hörten und entdekten das Vorhaben des Feindes, frei sich fühlende Männer eilten hierher und hielten sich im damaligen Dikicht still und verborgen. Ohne Ordnung, ohne Widerstand, ihren Plan schon gelungen glaubend, stiegen die Söldlinge ungefähr bis zu dieser Höhe heran. Plözlich brachen die Tapfern aus ihrem Hinterhalte hervor, mit furchtbarer Wuth und entsezlichem Geschrei, sagt die Chronik! Ein hartes Gefecht begann — der Feind fand noch die gleiche eiserne Faust wie früher, er wich — ließ 500 Todte zurük und eine große Beute.

Vierundvierzig wakre Appenzeller verloren in diesem mörderischen Kampfe das Leben, und fanden da ihr ruhmvolles, ihr stilles Grab!

Söhne und Sänger des Vaterlands!

Am Grabe dieser Ahnen, jezt, im Augenblik der ernsten Erinnerung an ihre Thaten, an ihren Tod, spreche sich aus unser wallendes Gefühl im feierlichen Gesang.

Laßt, ihr Sänger, Berg und Weide!
Steigt zum Wahlplaz da herab!
Wehmuth flüstert durch die Haide,
Ahnung um der Väter Grab.

Muth und Unschuld müssen siegen;
Ihre Opfer segnet Gott;
Da, wo große Todte liegen,
Strahlt der Freiheit Morgenroth.

Heilig ist die Stätte;
Im bemoosten Bette
Ruht die Heldenschaar.
Bringt den Manen großer Ahnen
Dank und Lieder dar!

Eidgenossen! Landesbrüder! Nachbarn!

Werfen wir nun einen Blik auf die Folgen des bezeichneten Tages. Herzog Friedrich, belehrt — auf Vögelinsegg, am Stoß, am Hoptlisberg und hier: daß freie Männer nicht wie Söldlinge streiten, zog seine Hand vom Kriege gegen die Appenzeller zurük, und auch der Adel, dem er zwar empfahl, die Fehde fortzusezen, fand es gerathener, zu thun wie er.

Von da an, folgte den Appenzellern Glük, Ehre und Selbstständigkeit, bis auf den heutigen Tag!

Noch einmal wenden wir unser Auge zum jenseitigen Ufer des See's, nach jenen Gegenden und Ländern hin — vergleichend die Vergangenheit mit der Gegenwart.

Von dorther drohte uns einst Tod und Verderben! heute leben wir mit dem gleichen Volke in Freundschaft und Friede! Von dorther wehte einst der Geist der Unterwürfigkeit und der Unterdrükung des freien Sinns, man wollte denselben auch in unsre Berge verpflanzen! Heute aber, heute regt sich auch dort der Geist der Freiheit, und ringt in ständischen Versammlungen nach völliger Entbindung.

Dort thronte einst der Uebermuth Vieler, und ergoß sich in Unwille und Verachtung über die armen Bergbewohner! heute steht alles umgestaltet vor unsern Augen!

heute stehen wir in gegenseitig freundnachbarlichen Verhältnissen! Wir diesseits des Bodans und Rheins, bedürfen der Früchte und Arbeiten jener Länder, und die Bewohner jenseits unseres Geldes und des Verdiensts, den viele von ihnen aus unserm Lande beziehen! Wir sind einander unentbehrlich geworden! glauben wir das, achten wir uns; befördern wir unter uns Handel und Verkehr, das wird uns besser stehen, wird uns glüklicher machen als etwa: Neid und hemmende verhaßte Mauthsysteme!

Daß auch die eben bezeichneten Verhältnisse mit zu den Folgen des Tagesereignisses, das wir heute feiern, gehören, wird wohl Niemand läugnen; näher aber liegt uns freilich die Frage und derselben Beantwortung: Was ist seit jenem denkwürdigen Tage, seit 426 Jahren aus unserm Lande geworden!

Wer, der damals lebte, könnte sich heute wieder erkennen? Damals: das Land unbebaut, voller Waldungen und stehender Sümpfe; unsicher durch verderbliches Hochgewild. Das Volk, roh in Sitten, gebunden an tausend Ketten des Aberglaubens und der Unwissenheit, dabei zwar politisch frei, treu und festhaltend an Wort und Gott! Jezt: das Land bis auf und über die Berge bebaut, mit Hütten, Häusern, Kirchen und Pallästen! Statt dunkler, unsichrer Wälder, schöne Gegenden bepflanzt mit Reben und Bäumen, überall grasreiche blühende Wiesen, alles licht, froh und heiter wie in Gottes Paradies! Die Sitten der Einwohner milde, gebildet; der religiöse Sinn gereinigt; der Sinn für Freiheit veredelt; die Zeit des Friedens und des Glüks benuzt zu Aeufnung des Landes durch Handel

und Gewerbe; in politischer Beziehung das Land ein Glied einer geachteten, mehr und mehr sich hebenden freien Eidgenossenschaft, und jezt eben im Begriff, seinen eigenthümlichen Freiheiten und Rechten noch mehr Ausdehnung, Kraft und Regel zu geben!

Dieses Alles und noch so manches, das unserm Lande Ehre und Glük verschafft — woher kommt es? — — Es kommt von dem unbezwinglichen Freiheitssinn unsrer Ahnen! es kommt von ihrer Treue — von ihrer muthvollen Hinopferung für Freiheit und Vaterland, für ihre Nachkommen! für uns!

Wer aber pflanzte den Sinn für Freiheit in die Herzen unsrer Väter? Wer gab ihnen Muth und verlieh ihrer tapfern Hand den Sieg? — Gott! ja Gott war es!

Darum Brüder! schwören wir heute in unserm Sinn, — eingedenk der ernsten Zeit — so zu denken und zu handeln, wie unsere Väter gedacht und gehandelt haben, und auch uns wird Er beistehen mit seinem kräftigen Arm! Darum erfüllen sich unsere Herzen mit heißem Dank gegen Ihn, den allmächtigen Beschüzer der Freiheit!

Ja — der Du einst Tag aus Nacht, Friede aus finstrer Schlacht führtest, mit segnenden Händen! Vater der Einigkeit! sieh' wie wir dankend heut — Augen und Herz zu Dir wenden.

Gespräch zwischen Gottlieb und Hanes.

Gottlieb. Guoten Obed, Hanes! Wies doch au wieder regnet! I ha fast nüd chöne zuo der cho!

Hanes. Jo, i g'höres. Du muoßt gwöß näbes Wichtigs ha; du züchst söß i deregem Wetter nüd gad us!

G. I ha nünt Bsonders; es wonderet me gad, wenns sett e Landsgmend gee wege der nüe Verfasseg. Du bisch es jezt gwöß scho inne worde.

H. Jo frile. Der groß Roth het si of den 18. Herbst-monat gstellt. Es wär also grad am Sonnteg über 4 Wochen.

G. So, i wett si wär scho öbere; du globst nüd, was me wege dem ond diesem Artikel allerlei sät, ond me cha bim tusig nüd alles verwörfe.

H. I ghöre nüd viel; i wett gern i wößt au, was me deweder het.

G. Jo me säts der nüd, will me wäßt, daß du zuo der nüe Verfasseg hebest. I kenn di aber för en wahre Vaterlandsfründ, ond dorom will der i säge, was i eppe degege ha.

H. Jo gern will is.

G. Zom erste gfällt mer 's Obergricht nüd ganz. Denn wemme wieder e Gricht meh het, so müeßt me metem Prozeß noh wieder witer omme züche weder vorher.

H. Hetenkt, witer ommezüche! Du müeßtest gad, statt vor große Roth, vor's Obergricht.

G. Jo chäm denn gär ken Prozeß meh vor große Roth?

H. Nei, der groß Roth müeßt si met de Prozeßsache gär nümme abgee, ond dorom au nümme so oft zemme cho

wie vorher; jährlich etwe 4 bis 5 mal, ond noh för en oder höchstes zwee Tag, woner jezt mengmol wege e Paar elende Prozesse viellicht 2 bis 3 Tag het müeße länger binenand blibe. Das het bis dohe üsem Land viel kostet, ond der gmeh Maa ist doch nüd bsondereg vor Willkühr gschüzt gsee. Denn wenn i der erste, zweite ond dritte Instanz allewill di gliche Herre sezet, so gohts — wemme no nüd viel sät — gwöß nüd allemol oparthiisch zuo.

G. J cha nüd recht begriffe, wies du menst.

H. Wennt au scho Prozeß gha hettest, so müeßt me ders nüd dütlicher erkläre. J will de Fall seze, es wor der imme Prozeß, wo du gwöß globe worest Recht z'ha, weder i de Räthe no im chline Roth Recht gsproche, so stohts der denn no fri, vor de groß Roth z'goh. Will aber im große Roth wieder gär menge Herre sezet, die i de Räthe ond im chline Roth scho deröber abgsproche hend, ond met dene du also nüd z'frede bist, so weret der denn die wohl im große Roth nüd für Recht spreche, was si i der Räthe oder im chline Roth för orecht gha hend, ond e so muoßt jo denn di Sach scho fast zom Vorus för verspielt gee. Das ist jezt ebe i der nüe Verfasseg anders igricht worde, daß kenn enzige Herr öber di glich Sach zwämol absprechecha. Do gohts denn gwöß oparthiischer zuo, ond dorom gfallts mer ebe e so wohl.

G. Jo, jo, i muoß säge, es wor mer bald au ilüchte, daß es besser wär.

H. Ond was gfallt der eppe meh nüd?

G. Daß me den Aed veränderet het. Der alt Aed het scho viel Johr recht thuo, ond er hets gwöß no witers.

H. Wenn mengmol näbes scho lang recht thuo het, so

muoß me deßwege nüd globe, daß es en andere Weg nüd au wieder chön recht thuo. Du wäscht, i ha öberobe en alte Bible, i der me hütegs Tags viel Vers fast nümme cha verstoh, ond doch ist der Inhalt ganz glich wie i de nüere. So ogfohr mene seis metem alte ond nüe Aed. Me het för die Wörter, die me hütegs Tags im Rede nümme brucht, andere gsezt, die me besser verstoht, ond das werd doch eppe nünt Böses see. Emmel der Religio mene nüd, daß im Aed näbes entgege sei.

G. Nei, nei, i menes au nüd. Aber, d'Globesfriheit, Hanes, hest du doch au nüd för guot.

H. Worom setti si nüd för guot ha.

G. Es chönt jo dezuo cho, daß i der Gmend Katholisch-, innere andre Jüdisch- oder gär Törkischgsinnte chöntet empor cho, ond das chönt me doch nüd zuo geh.

H. Frili nüd. Es ist jo aber ebe deßwege i d'Verfasseg gsezt worde, di evangelisch reformirt Religio sell d'Religio des Landes see. Aber will au bi de Reformirte der Eine eppes globt, was amen Andere nüd globwördeg vorchont, so isches noh gment, daß kenn den Ander oder ke Parthie di andere chöm zwinge, eppes grad e so z'globe wie sis globt, was gär nüd möglich ond au nüd nöthig ist, obscho me vor Johre denand deßwege i üserem Land verfolgt het. Worom menst, daß es hütegs Tags weniger Sektirer het, as vor Johre?

G. Viellicht grad, will mes mache lot ond me si nümmee stroft.

H. Jo grad dorom. Es macht au e ke bsonderegs Ufsehe meh, wenn scho do ond dei en e chli überspannt ist, si chönd au meistes wieder met der Zit vome selbst z'rok.

G. Jo, jo, das ist wohr. Wenns ken andere Globes-friheit ist weder die, so chönti au nümme so wüescht drab thuo.

H. Jo me thät no öber mengs nüd so wüescht, wemmes besser verstoh oder besser prüfe wor.

G. J möcht di jezt au noch ghöre, was du zuo de Schuolmeisterprüfege sägest. Es set e kenn me dörfe Schuolmeister werde oder see, der nüd vo der Landschulkommission e Zügniß het, ond das gfallt mer doch au nüd recht.

H. Was menst du denn, me sett den erste beste neh, der gern Schuolmeister wär, ohne z'luoge, was er au chöm ond öber au verstand met de Chende omz'goh.

G. J mene, s wär gnug, wenne de Pfarrer i der Gmend, ond eppe e Paar Vorsteher examiniere wöret.

H. Es chönt de frili i viele Gmende au recht thuo, wo de Pfarrer ond Vorsteher si om d'Schuole au e chli bekümmeret ond ehne nüd gad glich ist, was för Schuolmeister si heiet. Aber will me nüd cha wösse, was es au för Vorsteher ond Geistliche cha gee, so isches deßwege nothwendig, daß e hohe Obrigkeit e bsondere Kommission beuftrage, öber e so e wichtige Sach wies Schuolwesen ist, z'wache, damit nüd dör e Perso viellicht annere ganze Gmend en unersezliche Schade erwachse. Ond en schlechte Schuolmeister cha annere Gmend gwöß ebe so viel wo nüd noh meh schade, as en schlechte Geistliche. Worom sets aber nüd au glich see, öb e Land- oder e Gmendschulkommissio d'Schuolmeister prüfe.

G. Jo i globe halt, d'Landschuolkommissio wer z'vil vo de Schuolmeistere fordere, meh weder daß es si selb näbes nözt. Es brucht gär nüd so viel z'könne, d'Kend

lese ond schribe, ond eppe e chli rechne zlehre. Ond meh ist offem Land nüd nöthig.

H. Wenn aber du Gottlieb din Bub wettest e Handwerk lehre loh, worceste du lieber zomme Meister thuo, der s'Handwerk gad e so för d'Noth verstiend, oder zuo em, ders recht guot chönt.

G. Jo, me wäßt seb söß, zuo dem wos recht guot chönnt.

H. Jo, e so hettes i grad meteme Schuolmeister. I vertrue mine Chend au lieber ame Schuolmeister a, der nüd blos viel kennt, sonder au wäßt d'Chend z'erziehe. Es ist ond wär aber au för en Schuolmeister langwilig, wenn eppe en wizige Schüeler das ond sä froge wor, ond er müeßt säge, er wößt das nüd, er chömem do ken Uskunft meh gee. Ond hets nüd offem Land au no vermögleg oder söß Lüt, die ehrne Chend gern möchtet e chli meh lehre loh, as gwöhnlich, damit si wenn si emol de nohe en Bruf erwählet, oder was me nüd cha wösse, au Rothsherr woret, nüd allewil müesset säge: Wenn i gad au besser schribe ond rechne glernet het, es gäb mer denn mengs nüd so viel z'thuo.

G. Wemme denn aber gad nüd verlangt, daß alle Chend so viel müesset lerne; di arme Lüt vermöchtets nüd si so lang i d'Schuol z'schike.

H. Me verlangt gwöß nüd meh, weder was Eltern, denen d'Chend au am Herzen ligget, selbst begehret. Ordentlich lese ond schribe, ond eppe e chli rechne ond singe settet si doch chöne.

G. Jo, das worme scho zuogeh, aber daß si do dere Natursache müesset lerne, seb wormer au nüd gfalle.

H. I wässe nünt, daß mine Chend no hebrocht hend, daß üse Schuolmeister — ond er ist doch en vo de nüere — si näbes bsonderegs vo der Natur glehrt hei. I mene aber, e: hei e mol ghört, d'Eltere heiets nüd gern. Min Hanesle hat erzählt, es hei en Bub gfroget, woros daß me Dinte mache: da hei er gsät, er dörfs ehne nüd säge; er müeßt ehne vo der Natur erzähle, ond das heiet d'Eltere nüd gern.

G. Jo, das hett jezt nünt gschadet.

H. Jo es het no Vieles, es wor nünt schade, wemmes scho wößt.

G. I sieh scho, i chöm met der nüd us. Du chöntest me bald noh dohe bringe, daß i all Artikel annähm.

H. I möcht e ken dazuo berede, aber doch ufmerksam machen, daß me zerst alles fett ohne Lideschaft prüfe, ond erst denn was em nüd gfallt, verwärfe.

G. Wenni der Zit ha, wieder zuo der z'cho, so muoßt mer denn noh säge, wies du metem Nederlassungsrecht heiest. Schlaf wohl.

H. Jo du au, chom bald wieder.

Der souveräne Hundweiler.

Vor einigen Wochen kam ein reicher Hundweiler Bauer nach S. — Zufällig traf er da in einer Gesellschaft mit einem Revisionsrath lezterer Gemeinde zusammen. Das Gespräch lenkte sich auf die Arbeiten der Revisions-Kommission. Da entbrannte im heftigsten Feuereifer — der souveräne Hundweiler. Nachdem er in den leidenschaftlichsten Ausdrüken sein höchstes Missfallen gegen die Arbei-

ten der Revisionsräthe bezeugt, und Alles mit der stinkenden Jauche seiner Schandreden überschüttet hatte, schloß er sein viehisches Gebrüll mit den Worten:

D'Refüsio ist nüz! Mer händ nüd affell welle! Dehweg chönd d'Here wieder oben uf, die donderſch Dſchuderhörer! D'Bure hönd z'beföhle! Die sönd Heer, wo s'Schmalz ond d'Kälble selb machet!

Anekdoten.

Ein Herr Gemahl zog mit seiner Gattin in die Kirche. Auf dem schlüpfrigen Wege glitschte diese aus, und fiel. Als sie wieder aufstand, sagte sie: Bin i doch e Kuh! Er erwiederte: Wer sät nä?

* * *

Des gleichen Herrn Gemahls werthe Gemahlin war einst lange Zeit krank, so daß sie immer im Bette liegen mußte, ohne sterben zu können. Wenn man ihn nun fragte, wie es bei Hause stehe? so pflegte er zu antworten: Liegendes habe ich immer, aber kein Dürres.

* * *

Ein Bauer pflegte nur dann in die Kirche zu gehen, wenn er im Dorfe Rauchtabak einkaufen sollte. Wenn ihn daher sein Nachbar fragte, ob er auch mit in die Kirche wolle? so hieß es zuweilen: Nä, i ha no Bak.

* * *

Ein Bauer, mit dessen Landwirthschaft es nicht recht fort wollte, bemerkte einst ganz verdrießlich: Nein, ich glaube doch, ich komme in diesem Leben nicht zu einem halben Sennthum Kühe.

Appenzellisches Volksblatt.

Nro. 10. Oktober. 1831.

Es ist gar nichts Ungewöhnliches, daß man mit der Ausführung einer Sache anfängt, und mit der Frage: Ob sie denn auch möglich sei? endigt.

Schiller.

Etwas über Schulverbesserungen.

Montags den 19. September haben sich die Schullehrer unsers Landes zur Generalkonferenz in Schwellbrunn versammelt. Der, auch für die Jugendbildung immer noch jugendlich thätige Greis, Herr Joh. Kaspar Zellweger von Trogen, führte bei dieser Versammlung das Präsidium, und eröffnete die Sizung mit einer kräftigen, zum Theil dem Ernste dieser Zeit entnommenen, Anrede. — Herr Dekan Frey übernahm wieder die nicht unbedeutende Mühe, aus zwanzig, von Schullehrern über drei verschiedene Themate eingelieferten Aufsäzen, einen Auszug zusammenzustellen und vorzulesen; — und Herr Kammerer Walser sprach sodann noch ein gemüthliches Schlußwort, in welchem er die Schullehrer ermunterte, sie sollen, um in ihrem Berufe recht treu und thätig zu sein, sich es sein lassen, als befände sich Jesus in eines Jeden Schule, als beobachte dieser weiseste Lehrer all ihr Thun und Treiben.

Dieser Zusammenkunft wohnten noch einige andere Geistliche aus beiden Theilen des Landes, als Ehrengäste und Zuhörer, bei. Bei dem frugalen, aber soliden und wohlfeilen Mittagessen bewirthete Hr. Schullehrer Signer von Herisau die Gesellschaft, aus einer sehr unterhaltenden, schriftlichen Zukerbüchse, mit einem erheiternden Nachtische. Auch der Lehrer am Orte selbst, Hr. Schoch, that alles Mögliche zum freundlichen Empfange und zur frohen Unterhaltung seiner Kollegen, indem er für Singstoff und noch einen andern Stoff sorgte. Ueber drei verschiedene Themate wurden von 20 Schullehrern einige Wochen vorher Aufsäze eingeliefert, mit denen man sehr wohl zufrieden zu sein alle Ursache hatte, und welche von erfreulichen Fortschritten zeugten. Das erste Thema hieß: Worin sollte in unserm Lande die Schulverbesserung bestehen, und wie kann sie erzwekt werden? Die zweite Aufgabe lautete: Durch welche Mittel kann der Schulmann in seinem Berufe die ihm so nöthige Heiterkeit beibehalten? Die Aufsäze der dritten Parthei handelten von der Schuldisziplin.

Als der Herr Präses nach der jedesmaligen Vorlesung der Auszüge die Diskussion eröffnete, nahm neben denjenigen drei Herren, welche ausdrüklich zum Sprechen aufgefordert wurden, kein einziger Schullehrer das Wort, was vor einem Jahre nicht der Fall war. Vielleicht besorgte man, es möchte sich die Sizung gar zu sehr in die Länge ziehen, da dieselbe auf diese Weise von halb 11 bis gegen 3 Uhr andauerte. — Es ließe sich mit Nuzen, nach meiner Ansicht, etwelche Abänderung in den bisher beobachteten Gang und Modus bringen, allein die große Mehrheit beliebte,

vielleicht weil in Schwellbrunn viel stabile Luft ist, es bei dem Herkömmlichen bewenden zu lassen.

Da nun die Schule eine wichtige und heilige Angelegenheit des Volkes ist, so mögen ein Paar Bemerkungen über die behandelte erste Frage: Worin sollte in unserm Lande u. s. w. in dem Volksblatte ein Pläzchen einnehmen. Die Frage: Worin sollte in unserm Lande die Schulverbesserung bestehen? dünkt mich eine zeit- und zwekgemäße Frage zu sein. — Wo fehlt es eigentlich? Was ist in unsern Schulen, das nicht da sein, was vermißt man in denselben, das nothwendig vorhanden sein sollte? Was ist wahre und was nur scheinbare Schulverbesserung? Wie muß eine wirklich gute und musterhafte Schule beschaffen sein? Diese und ähnliche Fragen sollten zu allererst beantwortet werden. — Die vorliegende Frage sezt die Nothwendigkeit der Verbesserung unserer Schulen voraus, und läßt es zu, daß dem Schulzustande müsse aufgeholfen werden. Nun handelt es sich aber da um einen wichtigen Patienten. Schon bei einem gemeinen Patienten muß der Arzt nicht bloß wissen daß er krank ist, sondern auch: an welcher Krankheit er darniederliegt; — dann erst kann er über die beßten Heilmittel nachdenken, und dem Feinde zu Leibe gehen. Wie kann aber der Herr Doktor einschreiten, wenn der Eine sagt: da fehle es, — der Andere: hier steke das Uebel, — und der Dritte gar: er sei nicht einmal krank. — Der Arzt muß in G. N. entweder selbst hingehen, und die nöthige Erkundigung einziehen, oder wenigstens durch einen tüchtigen Gehülfen nachsehen lassen. Ich glaube dieß füglich auf das Schulwesen anwenden zu können. Man spricht häufig von Schulverbesserungen; Führer

des Volks wünschen sie eifrig, und viele Gebildetere unter dem Volke kommen ihnen mit dem gleichen Wunsche entgegen; allein man scheint noch nicht ganz darüber einverstanden zu sein, worin eigentlich dieselben bestehen sollen, und hält oft etwas für eine wesentliche Verbesserung, was im Grunde gar keine ist. Hier künstelt der Pfarrer, dort pröbelt der Schulmeister; ein Vorsteher glaubt den Stein der Weisen gefunden zu haben, oder ein Familienvater hat einen trefflichen Einfall, der der Schule Heil und Segen bringen soll. — Der eine Schulmeister beschränkt ein Paar gewöhnliche Fächer, hängt Landcharten an die Wände und fährt mit den Schülern nach allen Indien; der Andere meint, die Kinder sollten nothwendig in den heiligen Tempel der Natur eingeführt, und mit der wahren Beschaffenheit der Welt und ihrer Geschöpfe bekannt gemacht werden; ein Dritter aber haßt dergleichen weltlichen Plunder, der nichts für eine christliche Schule tauge, und hält dafür, es sei besser, wenn die Knaben und Mädchen ihre Nasen brav in den Katechismus steken. So fehlt es noch an der Uebereinstimmung; es ist das Verbessern zu sehr den individuellen Ansichten überlassen, und man scheint hierinfalls den nöthigen Vereinigungspunkt noch nicht gefunden zu haben.

Unsere Regierung fängt bei der vorzunehmenden Schulverbesserung damit an, daß sie Schul-Visitatoren ernennt, und sich durch dieselben mit dem Status der Schulen bekannt machen läßt, und daran thut sie wohl; nur wäre zu wünschen, daß, da die Beantwortung einiger Duzend Fragen noch keine Schulverbesserung ist, es möchten sich dem guten Willen der Obern nicht so viele Hindernisse entgegen-

stellen, was freilich mehr auf der linken, als auf der rechten Seite der Sitter zu beklagen ist.

Aus jenen verschiedenen Aufsäzen, welche über das fragliche Thema Auszugsweise vorgelesen wurden, ging, wenn ich richtig auffaßte, im Wesentlichen hervor, daß bei der Schulverbesserung hauptsächlich gesehen werden müsse: 1) auf das Personale; 2) auf das Lokale und 3) auf das Materiale. Ueber jeden dieser drei Punkte noch einige Worte. Was den ersten betrifft, so liegt es klar vor Augen, daß an guten Lehrern, die ihrem wichtigen Berufe gewachsen sind, und in jeder Hinsicht der Schule den Mann geben, sehr viel gelegen ist, aber eben eine Hauptschwierigkeit, die der Begründung eines bessern Schulwesens im Wege steht, findet sich in der mangelhaften Schullehrerbildung. Empfängt der junge Mann, der sich dem Schulberufe widmen will, seine Bildung von einem sogenannten Meister im Fache, oder in einem Institute, so wird der Zwek nicht ganz erreicht. In einem einzelnen Instruktoren ist kaum, in theoretischer oder wissenschaftlicher Hinsicht alles dasjenige vereinigt, was ihn zum ausgemachten Bildner und seine Schule zur Musterschule macht. Er müßte auch in der That ein Universal-Genie, oder doch in allen Fächern ausgezeichnet gut beschlagen sein. Dagegen lehrt die Beobachtung und Erfahrung, daß der Eine ein Kaligraph, der Andere ein guter Musikus, der Dritte ein Arithmetiker, der Vierte ein Sprachkundiger u. s. w., aber Keiner gründlich dieses Alles zusammen in einer Person ist. — Aber auch gewisse, bestehende Institute thun es nicht. Das wahre Heil für die Schulen kömmt nicht von Hofwyl, nicht von Wattwyl, nicht von Rheineck, am allerwenigsten

von Beuggen. Ein Mann thut es nicht, und heiße er dann Fellenberg, oder Wigeth, oder Steinmüller, oder Zeller, so viele Verdienste erstere drei um die Jugendbildung sonst haben mögen, und ich glaube, es sei etwas Anderes um die Jugendbildung, und etwas Anderes um die Jugendlehrerbildung. — Soll etwas Ersprießliches dießfalls herauskommen, so muß es durch eigentliche Schullehrer-Seminarien geschehen, in welchen jedes Fach seinen besondern Lehrer hat, und Alles auf die Heranbildung, nicht von gewöhnlichen Zöglingen, sondern von künftigen Lehrern berechnet ist. Solche Seminarien kann man freilich nicht in allen Kantonen errichten, aber könnte nicht die Schweiz ein vaterländisches Seminarium errichten? Könnte sie nicht auch ein pädagogisches Thun haben, gleichwie sie ein militärisches hat? — Wie, zur Bildung der Offiziere sollen wir eine so herrliche, kostspielige Anstalt wissen, und zur Bildung der Schullehrer gar keine? — Ein guter Lehrer ist und bleibt in jeder Schule die Hauptsache. — Leistet aber einer das Erforderliche, dann soll er auch auf eine anständige Besoldung zählen dürfen. Einige finden zwar bei ihrem Berufe ein gutes Auskommen, ja ein reichliches Brod; Andere aber können, bei allem Fleiße und aller Pflichttreue kaum das Darben verhüten. Beinahe alle Anstalten sind besser berathen, als die niedern Unterrichtsanstalten, und selbst der Wehrstand hat vor dem Lehrstande einen Vorzug. Der militärische Bepflichtigte, dessen ursprüngliche Bestimmung es ist — Menschen im Falle der Noth zu tödten, hat, wenn er in Funktion steht, ein weit größeres und sichereres Einkommen, als der Jugendlehrer, der doch den Ruf

hat, aus Menschen — Menschen zu machen. Besonders in denjenigen Ortschaften und Gemeinden, in welchen noch keine Freischulen sind, ist das ökonomische Bestehen des Schulmeisters höchst unsicher, denn da hängt es lediglich von der Gunst und Wohlgewogenheit der Eltern, und von mancherlei Umständen ab, ob er eine ordentliche Anzahl Schüler, oder nur sehr wenige in seiner Schule habe. Im leztern Falle wird selten erkleklich nachgeholfen, und so lange dieser Uebelstand bleibt, so lange hat man nicht mit Ernst an die Schulverbesserung gedacht.

Auch das Lokale ist kein unwichtiger Artikel. In einem frohmüthigen, heitern, geräumigen Schulzimmer arbeitet gewiß der Lehrer mit mehr Lust und Leichtigkeit, und weilen und lernen die Kinder lieber, als in einer finstern, schwerfälligen Stube, die man noch dazu, des darin sich aufhaltenden Großeltern-Paares willen, brav einheizen muß. Unsre lieben Alten haben in diesem Stüke wenig oder gar nichts gethan: Eben nur zum Schulehalten war jedes Gemach gut genug. In unsern Zeiten geht es in dieser Beziehung weit besser, indem sich da und dort ein neues, bequemes, zum Theil geschmakvoll eingerichtetes Schulhaus erhebt. Namentlich leuchtet Trogen hierin mit rühmlichem Beispiele vor.

Dagegen haben wir in unserm Lande hin und wieder auch noch Schulzimmer, denen außer den vier Wänden alles Erforderliche abgeht, und in welchen die guten Kinder gepreßt von Luft und Raum, sizen und schwizen müssen, wie die Afrikanischen Sklaven im engen Schiffskeller. Gewöhnlich befindet sich unter einem solchen Käfig von Schulstube etwa noch eine Webmaschine, und — wenn der Weber

unten poltert, daß er von der Schule nichts höre, und die Schüler oben lärmen, daß sie von der Weberei nichts merken, so kann man sich einen Begriff von dem Lärm machen, der an der heiligen Stätte vorgeht, an welcher das Saamenkorn der Weisheit in aller Stille gedeihen soll. Leider befinden wir uns gegenwärtig in einem, der Stiftung nützlicher Anstalten durchaus ungünstigen Zeitpunkte, sonst wollte ich allen Gemeinden zurufen: „Bauet Schulhäuser!“

Endlich noch ein Wort über das Materiale oder die Lehrmittel. — Es ist zur Genüge bekannt, daß der Zimmermeister, der Schreiner, der Glaser, der Schlosser und alle Handwerker, wenn sie ihr Handwerk betreiben wollen, mit dem nöthigen Werkzeug versehen sein müssen, ohne welchen sie gar nicht arbeiten können. — Eben so muß auch der Schulmeister mit den nöthigen Lehrmitteln versehen sein. Es gibt der Lehrmittel mancherlei; ich beschränke mich nur auf die Schulbücher, und in Beziehung auf diese können wir uns in unserm Lande eben keines sonderlichen Vorrathes rühmen. Da haben wir ein deutsches Namenbüchlein, das fast nicht undeutscher könnte geschrieben sein, und immer wieder in seiner Fehlerhaftigkeit neu aufgelegt wird. Ich habe eben ein solches von 1831 vor mir, das wahrscheinlich mehr als 1831 deutsche Fehler hat. Dasselbe enthält, sehr zwekmäßig, das Gebet des Herrn, welches die Kinder bei'm Eintritt in die Schule noch fehlerhafter als es dasteht, auswendig können. Dann folgt — der Christlich Glauben, dann die heiligen zehen Gebott, dann etliche kurze und lange Gebete. Unter denselben eignen sich für kleine, unschuldige und sorgenfreie

Kinder ganz vorzüglich die Gebete: um Verzeihung der Sünden; um Geduld, Keuschheit, Gerechtigkeit; um Ausreutung alles Ansazes zu den Lastern; um Behütung vor Unglauben, Abgötterei, Meineid, Todtschlag u. s. w. und ein Gebet in Kreuz, Trübsal und Krankheiten. Auf einen Seufzer in Todesnöthen folgt endlich — — das — Einmal Eins! Einen wesentlichen Vorzug dieses Namenbüchleins finde ich indessen in allem Ernste darin: daß vornen bei der niedlichen Bildertafel die Namen gleich ob jedem Thiere stehen, weil man sonst gar leicht den Bär für ein Nashorn und den Xerchian für einen Esel ansehen könnte.

Noch muß ich hier bemerken, daß ein Schullehrer in H. einen Entwurf zu einem neuen, verbesserten Namenbüchlein gemacht hat, und da derselbe gar nicht übel gelungen ist, so wäre zu wünschen, daß derselbe näher geprüft, und nach erhaltener Feile zum Gebrauche erhoben würde.

Das gewöhnliche Lesebuch hat viel Gutes, allein, da dasselbe schon gegen 30 Jahre in den Schulen ist, so dürfte es Zeit seyn, wenigstens neben demselben noch ein zweites Schulbuch einzuführen. Man hat das Bedürfniß hin und wieder schon lange gefühlt, — warum legt man nicht Hand ans Werk? Ja, ja, Warum legt man nicht Hand an's Werk? Dieses ist in Rüksicht auf die Schulverbesserung eine wichtige Frage! Sie liegt zum Theil in der zweiten Hälfte der vorliegenden Doppelfrage: Wie kann die Schulverbesserung erzwekt werden? Es stehen freilich Berge von Hindernissen, und Bollwerke von Schwierigkeiten entgegen, daß man nicht für gute Lehrer, für anständige Besoldung derselben, für zwekmäßige Schulzimmer,

für passende Lehrmittel ernstlich besorgt ist. An einem Orte fehlt es an Geld, am andern am Sinne und guten Willen, am dritten an Einsicht und Sachkenntniß, am vierten — an allem zusammen.

Doch können wir nicht leugnen, daß in den lezten 2 — 3 Dezennien in allen Gemeinden etwas, und in einigen viel geschehen ist, so wenig wir in Abrede stellen können, daß in allen Gemeinden noch mehr, und in keiner nur weniges noch geschehen soll. Möge sich das ermunternde Wort allerwärts erwahren: „Der Mensch kann, was er will, wenn er recht will, was er kann!“

S.

Einstellen! Einstellen!

Am Abend des 18. Septembers, an welchem unsere Appenzellische, außerordentliche Landsgemeinde in Trogen gehalten ward, machte ich einen kleinen Spaziergang vor das Dorf, blieb aber auf der Landstraße, auf welcher viele Weiber, Knaben und Mädchen ihren Männern, Vätern, Brüdern u. s. w. entgegenwandelten. — Unerwartet frühe begegnete mir ein Mann, mit an dem Sabel hängendem und über die Schulter geworfenem blauen Roke. Das ist ein Landsgemeindemann, dachte ich; willst doch schnell fragen wie es gegangen sei? Also fragte ich: Wie ist's gegangen? hat man die neue Verfassung angenommen oder verworfen? denn eins von diesen beiden, glaubte ich, müsse nothwendig stattgefunden haben. Der gute Freund aber gab mir den

Bericht: „Es ist alles eingestellt bis zur nächsten Frühlings-Landsgemeinde!" So? entgegnete ich, weiß nicht mit was für einem Gesichte, sagte noch: gute Nacht Herr Nachbar, und lenkte bald von der Landstraße, von welcher jezt nach und nach die Landsgemeinde in ihren verschiedenen Bestandtheilen herkommen werde, links ab, um ungestört die Sache in ernste Betrachtung ziehen zu können. Hm, hm, murmelte ich vor mir her, einstellen? einstellen? Habe ich recht verstanden? Ja, ja, eingestellt, sagte der Mann deutlich, soll Alles sein bis zur Frühlings-Landsgemeinde. — Sonderbar! Ich hätte doch geglaubt, man würde den Verfassungsentwurf entweder frisch angenommen, oder frisch verworfen haben, denn dazu und darum wurde ja die Landsgemeinde ausgeschrieben und angeordnet. — Auf diese Weise sind die getreuen, lieben Landleute von allen Seiten des Kantons auf Trogen gelaufen und gefahren, um dort zu sagen, daß sie im Frühlinge wieder kommen, und dann das vorhabende Geschäfte abthun werden! Warum einstellen? War etwa die Arbeit der Revisionskommission noch nicht genug bekannt? Doch freilich, sie ist in verständlicher Sprache niedergeschrieben, gedrukt, verlesen, den Bürgern eigens mitgetheilt, und wo man es verlangte, drüber hinaus noch erklärt worden. — Ach, jezt befinden wir uns fortan in einem Interimszustande; die neue Ordnung der Dinge tritt nicht ein, und doch können wir uns mit der alten nicht mehr recht befreunden. Es kömmt mir auf und nieder vor, wie wenn ein Vater seinen Kindern im Herbste jedem ein neues Kleid hätte machen lassen, ihnen aber sagte: Ihr dürfet die Kleider nicht tragen bis Ostern, und dann nicht einmal gewiß! — Zudem sagte einst Dr.

Martin Luther: das Interim habe einen Schelmen hinter ihm. — Nein, lieber verwerfen als einstellen! Es ist doch auf's Verwerfen abgesehen, denn — im Wirthshause heißt es nicht: eingestellt! sondern: eingeschenkt! Bei einer Erbschaft nicht: eingestellt! sondern: eingepakt! nicht: zugewartet! sondern zugegriffen!

Während ich so bei mir selbst räsonnirte, kam ich zu einem Bauernhause. Vor demselben stand ein Mezger mit einem ganz ermüdeten, und vor Müdigkeit hinkenden Schafe. Er rief dem Bauer und fragte ihn: ob er nicht das arme Thier, das nicht mehr gehen wolle, bis Morgen bei ihm einstellen dürfe? — Ja freilich hieß es, und — ich ging meiner Wege, hatte aber, glüklicher oder unglüklicher Weise, den Faden meines Räsonnements verloren; ja ich kam unwillkürlich auf den Gedanken der mir ein Lächeln abzwang: Hier habe für den Mezger das Einstellen etwas Gutes, und bald gab ich mir in allem Ernste Mühe, dem Einstellen in einem andern Sinne eine vortheilhafte Seite abzugewinnen, was mir auch wirklich so ziemlich gelang. Der Erfolg meines Nachdenkens war folgender: Ausgemacht ist es bei mir, daß die Einstellung der Annahme oder Verwerfung der neuen Verfassung ihre entschiedenen Vortheile hat. Warum? darum: Die zur Annahme geneigten Landleute wallten frohen Herzens und mit dem freudigen Vorhaben auf den Landsgemeindeplaz, einer guten und nöthigen Sache ihre Hand und Stimme zu geben; und die zur Verwerfung gestimmten Landesbrüder begaben sich leichten Fußes auf die vaterländische Stätte, um unter frohem Jubel das neue Zeug recht derb und kräftig abzumehren. Nun können beide Partheien die ge-

hegte Freude noch einmal, vielleicht noch 2 — 3 Male genießen, und in der Vervielfältigung der weltlichen Freuden besteht ja eben die wahre Kunst des irdischen Lebens, — und beide Partheien lassen sich jezt das schöne Bibelwort gesagt sein: Seid fröhlich in Hoffnung! Ferner bietet das Einstellen reichen Stoff dar — zur angenehmen Unterhaltung in den langen Winterabenden, Gelegenheit zur Pflanzung christlicher Liebe, und zur Befestigung des politischen Glaubens. — Und endlich, um nicht weitere Gründe anzuführen, werden bis zum Frühlinge der Papierhändler, der Federnkrämer, der Buchdruker, der Broschürenträger ꝛc. wieder manchen schönen Bazen zur Ehre des lieben Vaterlandes verdienen können. Nicht allein aber in Beziehung auf die Landsgemeindbeschlüsse, sondern auch in vielseitigem andern Betrachte hat das Einstellungssystem sein Gutes. Ich erinnere mich noch ganz lebhaft aus meinen Kinderjahren, daß es mir und meinen Kameraden zum großen Seelenvergnügen gereichte, wenn unser werthe Schulmeister den Jahr- oder Wochenmarkt in Herisau zu besuchen hatte. Warum? Weil alsdann die Schule wenigstens für einen Tag eingestellt wurde, und es ist bekannt, daß noch heut zu Tage die gesammte vaterländische Jugend keine Kinderlehren lieber hat, als die eingestellten. Vielleicht ist es da und dort einem Schulmeister unseres Landes ganz recht, wenn das, zum Behufe einer gründlichen Schulverbesserung angekündigte Examen — eingestellt wird.

Selbst das graue Alterthum spricht für diese Einstellungs-Maxime. Zu den Zeiten der Apostel z. B. wurde sie auch in Anwendung gebracht. Einst forderte ein gewisser Landpfleger Felix den Apostel Paulus vor sich und

Drusilla seine Gemahlin, und wünschte, entweder aus Neugierde oder aus obrigkeitlicher Sorgfalt, doch etwas Genaueres vom Glauben der Christen zu erfahren. Da aber Paulus redete von der Gerechtigkeit, von der Keuschheit, und von dem zukünftigen Gerichte, erschrak Felix, weil sich der Herr Landpfleger wohl bewußt war, daß er es mit diesen Tugenden nicht so genau genommen hatte, und daß er also vom künftigen — Gerichte mehr zu fürchten als zu hoffen hätte, — und antwortete: Gehe hin für dießmal! wenn ich gelegene Zeit habe, will ich dich herrufen lassen! — Was heißt dieß wohl anders als: die nähere Erkundigung und die Anhörung der Strafpredigt einstellen?!

Mancher vaterländische Christ macht es ebenso. Er wäre in die größte Verlegenheit gerathen, wenn er nach der am Bettage erhaltenen Aufforderung, auf einmal ein guter Schweizer, ein treuer Bürger, und ein wahrhaft frommer Mensch hätte werden müssen; darum hat er für einstweilen die Buße — eingestellt.

Welch' eine wohlthätige Sache ist ferner die Einstellung der Zahlungen! Wie mancher hat sich dadurch zum reichen Kapitalisten emporgeschwungen, während man glaubte, er liege am Boden, und sei unerrettbar verloren!

Hätte endlich die unselige Cholera morbus zur Zeit der vorlezten Landsgemeinde ihre Verheerungen eingestellt, — wie viele Opfer wären nicht gefallen, wie viele hundert Menschen würden sich noch ihres Lebens freuen! — Ja, es läßt sich vermuthen, daß auch da, wo die Cholera nicht hinkömmt, sondern nach den gewöhnlichen Gesezen und alten Uebungen, das Grab für den Leib, und für den Geist die Pforte des Himmels manchem Christen sich öffnen will,

derselbe, wenn es in seiner Gewalt stünde, dem Tode entgegenrufen möchte:

Einstellen! Einstellen!

S.

Empfehlung eines Tabak-Surrogats.

In Nro. 25 der Zeitung für Landwirthschaft und Gewerbe befindet sich eine Aufforderung zur Anpflanzung des gemeinen Rauchtabaks in unsern Gegenden. Es wird in derselben richtig bemerkt: Es könnte jeder Bauer jährlich seinen Rauchtabak in kleinen Streken Landes durch Selbstpflanzung guter Blätter, die keiner Beizung bedürfen, für sich und seine Söhne anpflanzen, und manchen schönen Bazen in seinem Beutel behalten; auch ist der Aufforderung eine deutliche und vollständige Anleitung beigefügt, wie man bei der Tabakpflanzung zu verfahren habe, — und die Nachricht mitgetheilt, daß namentlich von einem geschikten Landwirthe in St. Margrethen, im Rheinthale, seit 10 Jahren die allgemeinere Anpflanzung von gemeinem Tabake in seiner Umgebung mit ziemlichen Erfolg vorbereitet worden sei.

Da nun einmal der Bauer eben sowohl sein Pfeifchen rauchen will, als der Herr an der Zigarre lullt, oder sich kostbaren Leipziger Kanaster stopft, und Keiner von dieser heillosen Mode und schändlichen Gewohnheit abstehen mag, dieses tägliche Rauch-Opferwerk aber mit beträchtlichen Auslagen verbunden ist, so liegt in jener Aufforderung ein Wort zu seiner Zeit, und es wäre zu wünschen, daß man ihr Gehör geben, und die zum Zweke führenden Ver-

suche anstellen möchte. Uebrigens glaube ich, es könne die Empfehlung zum Tabakbaue mehr im wärmern Rheinthale und im mildern Thurgau, als in unserm rauhen Appenzellerlande ihre Anwendung finden; und wäre auch unser Klima zur fraglichen Anpflanzung weit geeigneter, so würde der Appenzeller eher Heublumen rauchen, ehe er sich mit der Zurüstung der Blätter, auf angezeigte Weise, so viel Mühe gäbe. Zudem machte ich selbst, im Thurgau, eine Erfahrung, die wenig Ermunterndes in sich trägt. Ich säete frühe den Tabaksaamen in Töpfe, versezte dann später die Sezlinge in die Gartenbeete, geizte aus, sammelte die Blätter, legte diese ein Paar Tage leicht auf einander, nahm sie aus dem leichten Schweiße, hängte sie an Fäden auf und troknete sie an einem luftigen Orte im Schatten, dann nahm ich sie wieder ab, legte sie noch einmal an Haufen, um sie in stärkern Schweiß zu bringen, hängte sie endlich wieder auf, um sie vollends zu troknen. Zum Ueberfluß ließ ich den Blättern, nachdem sie zerschnitten waren, noch eine Beize angedeihen, die ihnen die allfällige Schärfe benehmen, und eine liebliche Würze mittheilen sollte, — und am Ende aller Enden hatte ich einen Tabak, den ich selbst nicht rauchen konnte, und von welchem meine Freunde, denen ich großmüthig mittheilte, meinten, es sei ein Kraut zum — Vergiften.

Ich will nun nicht in Abrede sein, daß es hier an der rechten Behandlung, oder noch wahrscheinlicher an der rechten Tabaksorte mag gefehlt haben, und es soll dieses Mißlingen ja Keinen abschreken; doch möchte ich, zunächst den Appenzellern, die bekanntlich fleißige Bäkler sind, und jährlich eine große Summe nur für Strasburger u. s. w. aus-

geben, ein wohlfeiles Kraut zur Mischung unter den gewöhnlichen Tabak bestens empfehlen. Es ist dieses — der sogenannte Huflattich. Vor einigen Jahren gebrauchte ein Herr von W*** die Molkenkur in Weißbad. Derselbe beklagte sich über etwelche Brustbeschwerden, und weil er sich im Rauchen nicht leicht Abbruch thun konnte, so rieth ihm ein gleichzeitig sich dort befindender Arzt aus Regensburg, seinen Tabak ohngefähr zur Hälfte mit Huflattich zu vermengen, indem dieser wohlthätig auf die Brust zu wirken geeignet sei. Der Rath wurde befolgt, und der Patient befand sich so wohl dabei, daß er auch in der Folge keine Pfeife mehr ohne diese Mischung rauchte. Der lateinische Name, den dieses Kraut trägt, deutet gleichfalls auf eine heilsame Wirkung; es heißt nämlich Tussilago, von Tussis, Husten und agere, vertreiben. Schon in den ältesten Zeiten sei der gemeine Huflattich gegen Husten und Brustkrankheiten gerühmt worden, und immer noch werden Blätter und Wurzeln für die Apotheken gesammelt.

Abgesehen indeß von dem medizinischen Nuzen, den dieses Kraut haben mag, möchte ich dasselbe hauptsächlich als Tabakersparniß um so mehr empfehlen, da wenigstens aus seinen angeblichen Eigenschaften die Unschädlichkeit hervorgeht. Der Huflattich, in unserer Gegend gewöhnlich Hutblaken genannt, wächst häufig an den Straßen, auf thonigen Feldern, auf schlechten Aeckern als Unkraut, und ist leicht an den großen, breiten, herzförmig-ekigen Blättern, welche unten einen dünnen Filz haben, zu erkennen. Diese Blätter sammelt man im Augst- oder Herbstmonat, zerschneidet sie sogleich, trökner sie am Schatten, und raucht sie den Winter und Sommer hindurch unter dem

gewöhnlichen Tabak nach Herzens Lust. Wer es gut machen will, der taucht die gedörrten Blätter in Theewasser, und troknet sie zum zweiten Male. Mit diesem Kraute kann man wenigstens die Hälfte Tabak ersparen.

S.

Kommet und sehet, welchen Schaz ich gefunden

Vor einigen Tagen gieng ich über Feld; heimwärts blieb ich auf der Landstraße, und kaum war der erste Tritt auf dieselbe gethan, so wurde mein Auge ein Päklein gewahr, das mitten in der Straße lag. Eine kleine Streke vor mir fuhr eine Kutsche. Aus dieser Kutsche gefallen ist dieses Päklein, war mein erster Gedanke, und der zweite: ich wolle laufen alles Laufens, und der Herrschaft das Verlorene bringen. Gedacht, gethan, und ich hatte wirklich das Glük, den Wagen einzuholen; allein wie erstaunte ich, als mehrere Stimmen mir zuriefen: „Behaltet's nur, lieber Freund, behaltet's nur für Euch und die lieben Eurigen!" Ein Peitschenknall — und die Kutsche rollte davon. Ich trug das Päklein, das freilich federleicht war, nach Hause, und von Weitem schon rief ich den Meinigen zu: „Kommet und sehet, welchen Schaz ich gefunden!" Es gieng dann schnell an's Oeffnen; da waren es lauter ——— Traktätlein! Ich beeile mich nun, den Hauptinhalt dieser heilig und erbaulich sein sollenden Schriftchen mitzutheilen. Ja, kommet und sehet, welchen Schaz ich gefunden! Eines von den gottseligen Büchlein giebt den Kindern eine Anleitung, wie sie mit christlichem Sinne

die Messe und den Jahrmarkt besuchen sollen. Dabei wird ihnen nun zur Pflicht gemacht, in der aufgestellten Menagerie die fremden Thiere nicht etwa zu betrachten, um ihre Kenntnisse zu vermehren; sondern, wenn sie z. B. Schlangen sehen, so sollen sie sich die Schlange vergegenwärtigen, welche die Eva verführt, oder jene, die Moses erhöhte, und dabei sich an die Erhöhung Christi am Kreuze erinnern. In den Fleken des Leopards sollen sie ihre Sünden erbliken; — ihr Geld sollen sie ja nicht etwa für Eßwaaren, Spielzeug u. dgl. verwenden, sondern Traktätlein kaufen, und an die Savojarden (Murmelthierlibuben) [obgleich diese dieselben nicht lesen können] verschenken u. s. w.

Ein anderes Büchlein, betitelt: Erbauliche Gedanken einer gläubigen, vollendeten Seele, enthält den tröstlichen Vers:

„Träg zum Guten ist des Menschen Wille, ganz ver„finstert der Verstand, und sein Herz ist eine Grube, vol„ler Missethat und Schand'; ja, ein solches Pestkloak, wo „nicht Basilisken nisten, sondern Teufel, die vor Stolz sich „wie die Engel brüsten! So bin ich und du beschaffen, „dieß ist unser Aller Bild; — und doch geht der treue Hei„land solchen Höllenbränden nach!“

Eine Predigt, genannt: Hirtenruf zur lebendigen Quelle des Heils, von einem gewissen E. W. Krummacher, enthält folgende erbauliche Stellen:

„Entbrennt der Zorn des Allmächtigen über die Sün„den der Sünder; will der Herr der Gemeinde verfluchen, „was den Fluch verdient; verstoßen, was wider ihn gefre„velt hat — unser barmherzige Jesus weiß einen Ausweg. „[Als ob sie nicht Eins wären!?]. Und ob's ihm auch „Blutschweiß, Zittern, Zagen, Angst und Marter, ja Höl„lenqualen bringt; — er weiß ein Lösegeld für die Ver„lorenen; er weiß ein Mittel, den gerechten Zorn des gro„ßen Sündenrächers zu löschen; — sein theures Got„tesleben versenkt er in den verfluchten (!) Kreuzes„tod; er wird blutarm ꝛc.

— — — — — — — — —

„Sinken die Seinen in den Koth — bald ist er da, „und wäscht ihnen die Füße, auch die Hände und das „Haupt, und — wartet ihnen auf.

„Unter dem Fluche werden wir geboren; Kinder des „Zorns werden wir titulirt, ja Kinder des Teufels nennt „uns die Schrift, wie es auch unsre weichlichen, gern ge„kizelten Ohren zerreißen mag."

Unsre Sünden nennt der evangelische (?) Prediger Edelgesteine, die wir Jesu bringen, und des Herrn Blut nennt er — einen edlen Saft ꝛc.

O, welchen Schaz habe ich gefunden! — Wäre er nur schon wieder aus dem Hause! denn er enthält theils armselige, elende Tändeleien, unsinniges, tolles Zeug, und theils wahrhaft gotteslästerliche Sachen, die nur der verschrobenste Kopf mit Wohlgefallen lesen, nur ein Pfaffenmagen verdauen kann! Und doch werden solche Schriften in Menge ausgetheilt, buchstäblich aus den Kutschen auf die Straßen geworfen, damit die verstokten Seelen sie finden. Es werden solche Traktätlein auch in unserm Lande und allerwärts herumgeboten, in die Häuser getragen und in die christlichen Haushaltungen eingeschwärzt, damit diese noch christlicher (???) werden. Eine gar freigebige Traktätchengesellschaft ist auch in London, denn diese soll 1826 10½ Millionen Traktätchen, und seit ihrer Stiftung gegen 100 Millionen vertheilt haben. Seit 1808 seien Traktate in 42 Sprachen gedrukt worden, und die Beiträge, welche der Gesellschaft 1825 zugeflossen, belaufen sich auf 1 Million Dollars.

Mit Recht bemerkt der Berichterstatter: „Wie vielen armen, geschäftslosen Handwerkern hätte „mit dieser Summe geholfen werden können! „Der größte Theil dieser Traktätchen verbrei„tet wahres Gift. Arbeite diesem Unsinne ent„gegen, wer es vermag!"

Auch ich will in Zukunft nicht Alles aufnehmen, was aus den Kutschen fällt, oder wenn ich etwas Papiernes aufgenommen, es nicht öffnen; oder wenn ich es geöffnet, es nicht lesen; oder wenn ich es gelesen habe — nicht glauben. Ich will wenigstens nicht dümmer sein als die Schafe, welche jedes Gräschen wohl beriechen, ehe sie es kosten.

S.

Appenzellisches Volksblatt.

Nro. 11. November. 1831.

Der Dumme fürchtet und flieht den Tod;
Der Thor sucht ihn und läuft ihm entgegen;
Der Weise — erwartet ihn.

Charron.

Nekrolog.

Am Abend des 19. verflossenen Monats verstarb in Herisau, nachdem er 8 Monate lang die Beschwerden der Brustwassersucht getragen: Herr Rathschreiber Joh. Konrad Schäfer, eine trauernde Gattin, zwei Söhne und zwei Töchter hinterlassend. Er ward den 2. März 1772 geboren und stammte von der, ehemals in Schwellbrunn so angesehenen Familie Schäfer, aus welcher mehrere Landesbeamtete und Gemeindsvorsteher hervorgingen.

Des Verstorbenen Großvater, Johannes Schäfer, kam als armer Hirtenknabe, und unter dem Namen: Schoßenwebers-Hanesli, von Schwellbrunn nach Herisau, ehelichte 1735 eine Jud. Rohner, und fing dann auf eigene Rechnung Kotton und Schoßen zu fabrizieren an. Dieser starb 1751 und hinterließ seinen 3 Kindern ein ansehnliches Vermögen. Ein Sohn, des Verewigten Vater, brachte als wohlbemittelter Fabrikant das Bürgerrecht von Herisau 1773, um die Einkaufssumme von fl. 750, an sich.

Schäfer war unter 6 Söhnen der Fünfte, und erhielt seine erste Erziehung und Bildung in seinem väterlichen Hause, in welchem ein religiöser Geist wehte, strenge Ordnung und Sittlichkeit herrschte. — Er sollte nun auch Fabrikant werden, allein, theils weil schon 3 Brüder sich der Musselinfabrikation gewidmet hatten, theils aber und vornemlich, weil sich in S. ein reger Hang zur Lektüre, und eine gewaltige Lust zum Reisen vorfanden, so wählte er sich die Buchbinderkunst zu seinem Berufe, und als 16jähriger Jüngling begab er sich in die Lehrjahre nach Zürich. Dort empfing er vom sel. Antistes Heß den Religionsunterricht, von welchem er mehr als einmal äußerte: wie theuer und unvergeßlich ihm derselbe sei. — In der Folge hielt er sich kürzere oder längere Zeit in Genf, Straßburg, Weißenburg und Paris auf. Den französischen Boden betrat er eben in jener Schrekensperiode, als der Revolutionssturm brauste, eine Faktion die andere stürzte, und das Mordbeil der Guillotine in beständiger Bewegung war, um Menschen, die nicht wie Robespiere dachten, abzuschlachten. Diese schauerlichen Ereignisse, so wie das kriegerische Hin- und Herziehen der Armeen, die republikanischen Freiheitsfeste, die patriotischen Gesänge u. s. w. mußten auf den Jüngling einen tiefen Eindruk machen. Er entfernte sich bald wieder von Paris; dagegen fand er zu Weißenburg bei den Herren Böll und Bok, welche einen großen Papier- und Buchhandel trieben, eine vortheilhafte Anstellung, indem er nicht bloß für die Handlung selbst geschäftig sein, sondern zugleich an der Redaktion einer politischen, in französ. Sprache abgefaßten Zeitschrift, deren Korrektur er besonders besorgte, Theil nehmen konnte.

Hierbei hatte er auch die erwünschte Gelegenheit, mit vielen bedeutenden Personen in Verkehr und Umgang zu kommen, und interessante Bekanntschaften zu machen, so z. B. mit den republikanischen und berühmt gewordenen Feldherren — Kleber, Hoche und St. Cir. Solche Anlässe waren dem, nach Bildung und höheren Kenntnissen unablässig strebenden jungen Manne äußerst willkommen, und sie führten auch wirklich, später verbunden mit fleißigem Briefwechsel mit angesehenen Magistratspersonen in der Schweiz *), den nur mittelmäßig gebildeten Appenzeller nach und nach zu etwas Wissenschaftlichem fort.

Schäfer kam dann mit dem J. 1797, mit manchen Kenntnissen bereichert, und selbst mit nicht sehr unfreisinnigen Grundsäzen, aus dem Lande der Franzosen wieder in sein Vaterland zurük; er fand aber dasselbe in einzelnen Theilen schon etwas aufgeregt, und bald darauf in zwei hizige Partheien getheilt. Anfänglich etwas unschlüssig, welcher Pathei er zufallen solle, fühlte er sich, im frischen Angedenken an die Schrekensregierung und den anarchischen Zustand in Frankreich, so wie auch um der Familien- und Freundschafts-Verhältnisse willen, zu derjenigen hingezogen, die es bei'm Alten bewenden lassen, und die Schweiz vor fremder Gewalt und fremdem Einflusse bewahren wollte.

Diesem zufolge ließ sich auch S., zur Beschüzung der Eidgenossenschaft, als Freiwilliger in das nach Bern gegen die Franzosen bestimmte Hülfskorps einschreiben, und be-

*) Staatsr. P. Usteri, Staatsr. Finsler, Rathsh. Spöndli und Hirzel in Zürich, Merian in Basel, Landamm. Zelger in Unterwalden, Landamm. Müller-Friedberg in St. Gallen — u. a. m.

gnügte sich mit der einfachen Stelle eines Kompagnie-Schreibers, die ihm zu Theil wurde, obschon er damals den Rang und Charakter eines Artillerie-Lieutenants hatte. Der schnelle und unverhoffte Fall Berns vereitelte aber den sehnlichst gewünschten Abmarsch.

Nach dem politischen Uebergange in das neue helvetische System, wurde S. Schreiber der Munizipalität, und als Gegner des genannten Systems bei der am 30. August 1802 aufgestellten Interimsregierung, zu deren Mitgliede und zum Rathschreiber gewählt, nachdem ihn die Gemeinde Herisau schon mit der Gemeindrath- und Amtschreiberstelle beehrt hatte. Alle diese Aemter wurden ihm bei der im folgenden Jahre wieder eingetretenen, alten Ordnung der Dinge neuerdings übertragen. Im J. 1804 bedankte er sich der Amtschreiberstelle; aus dem Gemeinderath trat er erst leztes Frühjahr; die Rathschreiberstelle aber bekleidete er mit Einsicht und unermüdeter Thätigkeit bis an's Ende seines Lebens, welche Thätigkeit so ausdauernd war, daß er in den lezten Stunden noch Briefe schreiben, und andere litterarische Geschäfte abthun wollte. Er stand immer im Rufe eines guten Kanzlisten, und was ihm an Beredsamkeit abging, das ersezte seine geschikte Feder. Ein Zug seiner Berufstreue, der zugleich von seiner Geistesgegenwart und seiner Vaterlandsliebe zeugt, darf hier nicht übergangen werden. Als nämlich in der Neujahrsnacht 1812 die Häuser in der Bachstraße ein Raub der Flammen wurden, traf dieses Loos auch seine Wohnung. Eben lagen viele Schriften aus dem Archive in derselben, und diese suchte er vor Allem aus zu retten, und er beschäftigte sich so lange damit, das, was dem Vaterlande oder der Ge-

meinde angehörte, in Sicherheit zu bringen, bis ihn die überall eindringenden Flammen aus seiner Behausung vertrieben.

Seinen Mitlandleuten und Eidgenossen machte er sich auch als Schriftsteller bekannt, indem er von 1809 bis 1813 Materialien zur vaterländischen Chronik herausgab, welche noch lange beliebt und geschäzt bleiben werden. Schon im Februar 1805 übernahm er die Redaktion einer ähnlichen, von Herrn Goldschmid Joh. Scheuß, am 1. Januar angefangenen Wochenschrift, die er aber in Folge des im gleichen Jahre erlittenen Verlustes seiner ersten Gattin, wieder eingehen ließ. — Daß S. die oben erwähnten Materialien 1813 herauszugeben aufhörte, davon mögen der Einzug der alliirten Armeen in die Schweiz, die dadurch gehäuften Kanzleigeschäfte, und die damals immer fühlbarer und lästiger werdende Zensur, als die hauptsächlichsten Ursachen anzusehen sein.

Noch muß einer früheren litter. Arbeit gedacht werden, es ist die im J. 1798 übernommene Umänderung eines vom Innerrhodischen Dr. und Kapellan Sauter entworfenen histor. Manuscriptes, betitelt: Chronik, oder kurzer Auszug der merkwürdigsten Begebenheiten des Appenzellerlandes, zur Fassung und Belehrung des gemeinen Mannes, welches noch im gleichen Frühjahre die Presse verließ.

Im J. 1810 ward S. auch Mitglied der schweiz. gemeinnüzigen Gesellschaft, deren jährlichen Versammlungen er anfänglich fleißig beiwohnte, und der er auch interessante Aufsäze einlieferte.

Schon seit einigen Jahren mußte man mit Bedauern das allmählige Schwinden seiner Sinnen- und Geisteskräfte wahrnehmen, welches man als Vorbote seines herannahenden Endes betrachten konnte. Ruhe und Gelassenheit, selbst Heiterkeit, die ihn nicht leicht verdrossen werden ließ, war seinem Gemüthe eigen; darum äußerte er sich bei'm Beginne seiner Krankheit gegen einen ihn besuchenden Freund mit den Worten: „Ich bin auf Alles gefaßt, und will mich dem Willen Gottes gerne fügen." Unter mancherlei Leiden und Beschwerden schwand die Zeit seiner Krankheit vorüber, und endlich schloß sich seine irdische Laufbahn; dieselbe dauerte gegen 60 Jahre.

B.

Der Spaziergang im Oktober 1831.

Peter und Paul.

Peter. Komme doch, mein lieber Paul, wir wollen einen kleinen Spaziergang machen, einen frohen Gang in's Freie thun! Diese schönen, heiteren, herbstlichen Tage laden uns so freundlich dazu ein. Bald genug werden die kühlen Winde wehen, die Schneeflocken uns in die Fenster fliegen, die grauen Nebel auf unsere Berge steigen, in unsre Thäler fallen, und die Wiesen, Weiden, Felder, Fluren unter Schnee und Eis begraben liegen. Bald genug wird uns der kalte Winter in dem warmen Stübchen verschlossen halten, ja wohl gar hinter den Ofen treiben. — Wir wollen dort den Hügel hinan, dem Thale entlang, wenn du's zufrieden bist?

Paul. Von Herzen wohl. Ich möchte selbst in diesen lieblichen Tagen das ganze Land mit dir durchstreichen; nur muß ich zum Bedingniß machen und dich bitten, daß du mich, weil du älter und erfahrner bist, auf unsrer Wanderung gefällig unterhalten wollest, denn stumm und schweigsam werden wir die freundliche Natur doch nicht durchschleichen wollen. Ich werde meinen Senf, so gut ich kann, auch dazu geben.

Peter. Ach, laß doch diese Sorge! Wo Freunde miteinander ziehen, da wird's an Plauderstoff nicht fehlen. Wir werden wohl auf unsern Zügen auch zu Menschen kommen, und ein Wort wird das andere geben. Es läge, wenn wir wollten, ein Gegenstand ganz nahe, aus welchem sich ein langes Gespräch ausspinnen ließe, — ich meine — die neue Verfassung. Wir würden uns aber unsern angenehmen Spaziergang nur damit verderben, denn wir kämen immer und unwillkürlich auf die betrübende Bemerkung: wie es noch so viele Leute gebe, die die starken und lauten Forderungen der Zeit nicht verstehen, und das angewöhnte Alte an das ungewohnte Neue durchaus nicht vertauschen wollen, wenn die Nothwendigkeit der Abänderung, und das Vortheilhafte des Austausches noch so deutlich sich vor die gesunden Augen legt.

Paul. Es ist wahr. Diese Leute haben, ohne fast zu wissen warum? eine Anhänglichkeit an das Alte, wie die Urnäscher an den Gemeind-Wald.

Peter. Ich mag wirklich diese Zeit über mich in diese politische Angelegenheit nicht gerne einlassen. Eben gestern wollte ich in den Abendtrunk; als ich aber vor den Fenstern des Wirthshauses stand und hörte, daß man drin-

nen die lezte Landsgemeinde herumwerfe, und die Revision an der Abendordnung wäre, siehe, da ging ich nicht hinein, sondern zog von dannen und begab mich sogleich wieder nach Hause.

Paul. Nun, da bist du also doch noch zu rechter Zeit, wie man zu sagen pflegt, der politischen Unterhaltung entronnen, wie der Herisauer der Leichpredigt.

Peter. Und hier in Gottes freiem, weitem Tempel ist es mir unaussprechlich wohl. Die Tannen und Buchen, die Fichten und Eichen, mit denen die Hügel bekränzt sind, nehmen uns in ihren Schatten auf, ohne auch nur einen Ton von Politik verlauten zu lassen. Die kleinen Herbstvögel, die munteren Meisen fliegen von Baum zu Baum, hüpfen von Zweig zu Zweig, und neken die jagenden Knaben, ohne zwischen dem fröhlichen Gesange ein Wörtchen von Neu und Alt zu sprechen. Freilich wiegt uns auch die herbstliche Natur zum Theil in düstre Wehmuth ein, denn siehe, mein lieber Paul, wie die Blätter der Bäume sich entfärben, und auf die Erde niederfallen; wie der Wind über die leeren Stoppelfelder weht; wie die lieblich duftenden Blumen aus den Wiesen und Gärten verschwunden sind; wie die Zugvögel sich zum Auswandern aus unserm kältern Klima anschiken. Immer mehr verstummt der liebliche Gesang in den Wäldern; immer öder werden die Wiesen und Waiden, und in dem Glokentone bei den hin und wieder noch weidenden Viehheerden höre ich das melancholische Grabgeläute für die sterbende Mutter Natur.

Paul. Ja, es ist jezt eben Alles im Abgange, wie der Schwellbrunner Jahrmarkt.

Peter. O wie ganz anders ist es im Frühlinge und Sommer! da blühen die Bäume, da grünen die Wiesen, da wallen die Saaten; da entfaltet die Mutter Natur ihre herrlichsten Reize, ihre anmuthigste Schönheit, und mütterlich gut öffnet sie ihren Schooß, den Schooß des Segens, für alle Geschöpfe. Wo jezt Tod ist, ist dann Leben, wo jezt Schatten, ist dann Licht, wo jezt Wehmuth, ist dann Jubel.

Paul. Du hast recht: Alles ist dann reich und hoffärtig, wie die Wäldler am Ostermontag.

Peter. Freilich geht es in diesem Herbste nur sehr allmählig mit der Schöpfung dem Winterschlafe zu, und wir haben eben jezt noch herrliche genußreiche Tage. Hin und wieder hat der Reif ein zartes Pflänzchen nicht geknikt, der Frost ein frisches Leben nicht getödtet. Schaue Freund, wie hier links unten eine große Wiese noch in ihrer schönen Sommerfarbe prangt!

Paul. Ei, bei meiner Treu! Da ist's noch grün, und hat's noch Gras, wie auf dem Trogner Kirchenplaze.

Peter. Uebrigens denke ich, es werde, menschlich zu reden, die Natur in diesem Jahre sich noch so gerne zur Ruhe begeben, da sie im vergangenen Sommer ihre Kräfte in ungewöhnlichem Grade angestrengt zu haben scheint. Sie führte dichte, für unsre Blike undurchdringliche Nebelmassen auf, und diese entleerten sich sodann in verheerenden Regenströmen, in Hagel und Ungewittern. Nichts zu sagen von den Verwüstungen, welche diese heftigen Regengüsse in Wiesen, Gärten und Feldern anrichteten, wie haben sie nicht auch die Straßen, Stege und

Wege weit und breit fast zu Grunde gerichtet! — Schaue, wie die Bahn, auf welcher wir eben jezt wandeln, durchlöchert, uneben und holpericht geworden ist! Wir müssen sie verlassen, denn hier läßt sich's nicht gut spazieren.

Paul. Ja, in der That, sie sieht so durchgewaschen und abgefeget aus, wie der Waldstätter Kirchthurm-Helm.

Peter. Weil man nun doch die Straßen wieder ausbessern muß, so sollte man dieselben hie und da etwas breiter machen.

Paul. Nicht übel angerathen; die Straßen sind wirklich an einigen Orten so schmal, wie das Speicherer Pfarrhaus.

Peter. So ändert sich die Gestalt der Erde, theils durch die Wirkungen und Schöpfungen der Natur selbst, und theils durch die unruhige Thätigkeit der Menschen. Wir sehen jezt viele gerade und krumme, breite und schmale Straßen, wo ehemals gar keine waren; schöne Gärten prangen jezt, wo einst noch finstere Wälder standen; lachende Auen erbliken wir da, wo vor Zeiten dichtes, wildes Gestrüppe war, und glükliche Menschen schufen Gegenden und Landschaften in Paradiese um, in welchen sonst Bären und Wölfe hauseten, und die Felswände von dem Geschrei der Uhu's und Eulen wiederhallten. — Nur jene Schneeberge dort erscheinen uns jezt und im Frühlinge, und in des Sommers brennender Hize in gleichem Gewande; sie wechseln nicht mit dem Kreislaufe der Zeiten ihre Formen, Farben und Größen.

Paul. Wirklich ist's so; sie bleiben sich immer so gleich, wie das Hundweiler Pfrundgeld.

Peter. Dafür aber stehen sie fest und unerschütterlich auf ihrem eben so unentweglichen Grunde, und der Zahn der Zeit sucht sie vergeblich zu benagen. Sie trozen Jahrhunderten, und wenn die peitschenden Stürme Tod und Verderben dem Beweglichem bringen, so heben jene Felsmassen furcht- und bewegungslos ihre Häupter majestätisch gen Himmel empor.

Paul. Ach ja, sie sterben so wenig, als der Pfarrer in Schönengrund.

Peter. Könnten wir einen Gang auf jene weißen Höhen, auf jene ewig beschneiten Gipfel thun, welch eine herrliche, ferne Aussicht würden wir genießen. Freilich müßten wir tüchtig klettern, aber wären wir einmal oben, so könnten wir beide, glaube ich, auf dem obersten Pünkte neben einander stehen, und vielleicht uns noch ordentlich hin und her bewegen, wenn uns derselbe schon hier unten als eine dünne Spize vorkömmt.

Paul. Da müßte es doch wenigstens so geräumig sein, als auf der Nase im Rehetobel, auf welcher eine Orgel Plaz hat.

Peter. Besser ist es immer, wir bleiben möglichst auf dem flachen Lande, zumal in den herbstlichen Tagen, denn da sind die warmen Stunden, die windstillen Augenblike, die ungetrübten Fernsichten eine wahre Rarität, wie — wie soll ich sagen? —

Paul. Wie ein Wolfhäldler ohne Butten.

Peter. Zudem befänden wir uns, wenn das Hinansteigen auch nach Wunsch von Statten gienge, in einer so beträchtlichen und ungewohnten Höhe, daß wir leicht von

einem gefährlichen Schwindel könnten befallen werden. Wir hätten nicht bloß die Aussicht auf die schönen Städte, die freundlichen Dörfer, die spiegelhellen Seen und Flüsse, sondern unsere Blike würden auch von den kahlen Felswänden und von den schauerlichen Abgründen angezogen. Ein einziger Fehltritt, — und des Todes schwarzer Rachen würde uns beide verschlingen! Wie man sich's auch vornimmt, man wolle allen Glauben, allen Muth und alles Vertrauen auf sich selbst und seine Kraft zusammennehmen, — auf der Berge Spizen befindet man sich immer am Aeußersten.

Paul. Richtig, und oft ganz nahe am andern Glauben, wie die reformirte Grub.

Peter. Es ist nur gut, daß die liebe Sonne, diese Segenstifterin und Königin des Tages nicht blos die in die Wolken ragenden Bergspizen erreicht, sondern auch mit ihren erleuchtenden und erwärmenden Strahlen in die tiefsten Thäler dringt. — Gott, was hat sie nicht wieder im vergangenen Sommer alles ausgerichtet! Wenn der Mond unsere Nächte zwar erhellt, aber ohne, scheinbar wenigstens, weder kalt noch warm zu geben, — und die Millionen Sternen prächtig am blauen Himmelsbogen funkeln, allein nicht mehr zu bedeuten und zu nüzen scheinen, als die Ordenssterne am Kleide eines Gefürsteten, so muß die Sonne überall Unbegreifliches wirken, und unausgesezt Leben und Fruchtbarkeit schaffen.

Paul. Offenbar ist ihr das Sorgen, Anordnen und Wohlthun verdungen; wie dem jeweiligen Hauptmann in Bühler.

Peter. Herzlich zu bedauern sind unsere Brüder in den nördlichen Gegenden, welche des Sonnenscheins in dem größern Theile des Jahres ganz entbehren müssen. Es ist, als ob jene Menschen überhaupt, da sie des Lichts auch in geistiger Beziehung, ermangeln, nicht zu dem gleichen Reiche der himmlischen Liebe gehörten.

Paul. Das sind halt Stiefkinder auf Erden, wie die Luzenberger in Thal.

Peter. Und doch würden diese Leute ihr Vaterland nicht an das Unsrige vertauschen. Namentlich die Grönländer gäben ihre Rennthiere nicht für unsere stolzen Kutschenpferde, und ihre Eisfelder nicht für unsre blumenreichen Matten; sie wissen von nichts Besserem und verlangen nichts Besseres, und bleiben ihrer uralten Lebensart getreu.

Paul. Ohngefähr wie die Steiner den Häublein und Schlappen.

Peter. Ich muß indeß gestehen, daß auch ich wenig Lust hätte den Nordländern mein Vaterland gegen das ihrige abzutreten, und derjenige, der mich dazu bereden wollte, müßte — was müßte er? —

Paul. Ein Mundstük haben, wie die Weiber auf Gais.

Peter. Nun hätten wir doch eine ordentliche Tour gemacht, und ich sehne mich fürwahr nach einem Ruhepunkte. Ich glaubte, um diese Zeit schon lange in T. zu sein; es ist aber, als fliehe das Dorf von uns weg.

Paul. Mir kömmt es auch vor, als wäre es nicht zu erleben, wie die neue Kirche in Heiden.

Peter. Wolf in der Fabel! Da kömmt es ja hinter dem Berge hervor. Hätten wir nur früher von ihm gesprochen! Aber horch, welch' ein Getöse, welch' ein Lärm ist drinnen. Es muß Jahrmarkt sein. Das paßt nicht auf unsern einsamen Spaziergang; wir lenken lieber von diesem Getümmel rechts ab!

Paul. Ach ja, da ist's so unruhig, wie an einer Teufer Landsgemeinde.

Peter. Ich fühle mich recht eigentlich müde; wir haben uns in das Gespräch vertieft, zu weit von unserer Heimath entfernt. Meine Füße versagen mir ihre Dienste; und doch mag ich weder auf ein Pferd, noch in einen Wagen sizen, noch mich von Menschen tragen lassen, was ist zu thun?

Paul. Ei, da müßten wir, ehe es Schnee hat, im Schlitten fahren, wie die Leichen in Walzenhausen.

Peter. Nein, nein, es geht noch. — Aber höre, mein Lieber, würde sich's nicht der Mühe lohnen, unsern Spaziergang zu beschreiben? — Doch, er war auch gar zu klein und unbedeutend, und eigentlich von keinen wichtigen Erscheinungen, Auftritten u. s. w. begleitet. Es könnte noch ein Sprüchwort geben, z. B. Es ist so nüchter und unfruchtbar wie der Spaziergang von Peter und Paul. Oder wie meinst du?

Paul. Ich stimme für die Beschreibung; man macht dann nur die Sache recht weitläufig, und bringt alle Kleinigkeiten in verschiedene Rubriken, wie im Tauf-, Ehe- und Todtenbuch zu Reuthe.

S.

Etwas von Warschau.

Warschau, die Hauptstadt in dem jezt so berühmt gewordenen Polen, liegt an der schiffbaren Weichsel und enthält ungefähr 100,000 Einwohner, unter denen sich 10,000 Juden befinden. Die Stadt ist offen und hat eine sehr angenehme Lage. Ihr Umfang mag wohl 3 Meilen betragen, worin aber viele Gärten und Felder mit eingeschlossen sind.

Hundert und zwanzig Paläste, hundert und acht und dreißig Kirchen und Stadtklöster, auch viele andere schöne Gebäude zieren die Straßen, und bildeten früherhin öfters den seltsamen Abstand mit den elenden Hütten, die dicht daneben stehen. An sich selbst ist die Stadt wohl nicht groß, sie hat aber ansehnliche Vorstädte. In den entlegenen Straßen finden sich noch viele hölzerne mit Schindeln, ja sogar mit Stroh gedekte Häuser. Die Stadt hat auch bedeutenden Handel und viele Leder-, Tombak- und andere Fabriken. Auf der rechten Seite der Weichsel, Warschau gegenüber, liegt das in den Zeitungen so oft vorkommende Praga, vormals sehr befestigt, welches als eine Vorstadt von Warschau angesehen wird, und durch eine Schiffbrüke damit verbunden ist.

Von den Warschauern.

Die Bewohner von Warschau sind ein geschäftiges, harmloses Völkchen. In den Wintertagen kommen sie zum Theil schon Morgens um 7 Uhr in Bewegung. Da verfü-

gen sich zuerst die Aepfelweiber und Schuhpuzer, die Pomaden- und Stiefelwichshändler, an ihre Standorte; die Bettler nehmen Besiz von den Kirchenthüren, die Barbiere, Bediente, Dienstmägde, Haarschneider ꝛc. rennen in den Straßen umher; ehrsame Bürger und alte Matronen gehen andächtig in die Kirchen, während ihre Söhne lustig den Branntweinhäusern zulaufen, um ein Verwahrungsmittel gegen die kalte Luft einzunehmen. Eine Stunde später finden sich in den Läden der Italiener wohlhabende Bürger und lebenslustige Jünglinge ein, speisen Fleischpasteten und anderes Gebakene, trinken eine Tasse Schokolate, ein Glas Liqueur, oder ein Paar Gläser Punsch. Um eilf Uhr ist Parade. Um zwölf Uhr wimmeln die Straßen an den Sonntagen von den Kirchgängern, die von dem Gottesdienste kommen. Miethkutschen und Equipagen rollen durch die Straßen. Der gemeine Bürger sezt sich zu Tische. Erst eine, oder zwei Stunden später speist man in den größern Häusern.

Um zwei Uhr erschallen zugleich die Kirchengloken und die Tafelgloken der Gasthöfe. Bemittelte Bürgerweiber sizen noch ruhig bei Tische, und kritisiren — wohlverstanden in Warschau! — den Anzug ihrer heutigen Nachbarinnen in der Kirche u. s. w.

Um vier Uhr wird an den warmen Oefen Kaffee getrunken. Dann stellt man sich an das Fenster, und sieht, — versteht sich im Winter — auf die vorbeijagenden Schlittenfahrer herab. Es ertönt ein allgemeines Schellengeklingel von der Altstadt bis zur Neustadt.

Kaum dämmert der Abend, so schallt aus allen Gassen der weiten Vorstädte, und aus allen Quer- und Winkel-Gassen der Stadt Bierfiedlermusik, und die Tagelöhner und gemeinen Soldaten vergessen alle Mühseligkeiten der vergangenen Woche, und schwingen ihre Tänzerinnen in wilden Reihen herum.

Gegen 10, 11, 12 Uhr nehmen die Lustbarkeiten nach und nach ein Ende, und Morpheus, der Gott des Schlafes, versenkt Alles was sich noch herum treibt, in einen sanften Schlummer; — NB. in Friedenszeiten.

Appenzellisches Volksblatt.

Nro. 12. Dezember. 1831.

Wie kann Demjenigen der Wein wohlschmeken, der keinen trinken mag? So können Bücher auch Demjenigen nicht gefallen, der keine Lust hat, welche zu lesen.

David Klaus.

Lesegesellschaft in Schwänberg.

Der Winter ist mit aller Macht herbeigekommen. Es fallen die Schneeflocken in unzählbarer Menge auf unsere Häuser, und Wiesen und Wege herab; es heulen die frostigen Winde; es knistern die wärmenden Feuer in den Oefen; es brennt die nächtliche Lampe in den geheizten Stuben, und Jung und Alt thut sich zusammen.

Wie wollen wir, so fragen sie sich wohl etwa, wie wollen wir die langen Winterabende zubringen? Ach, wird wohl hie und da auch geseufzt, wären sie nur schon wieder vorüber! Sie sind so sterbend langweilig! Im Sommer, da kann man sich im Freien ergehen, auf dem wohlbekannten Springplaze belustigen, und muß nicht nachdenken: wohin will ich jezt? wohin will ich dann? und nicht immer bald dieß bald das erkünsteln, daß der ewige Abend herumgeht. — Solche Stimmen ertönen freilich immer nur von Solchen, die auf der lieben Welt mit der Zeit nichts anzufangen wissen. Da verfällt man denn eben in solcher

kurztägigen Dezemberzeit auf allerhand Manieren, die Zeit zu vertreiben. — Hier strekt sich ein Hausvater, wenn er das Vieh gefüttert, die Kühe gemolken, und alle Stallverrichtungen beseitigt hat, auf die harte Ofenbank, bis die Hausmutter mit dem Erdäpfelnapfe aus der Küche kömmt und zum Tische ruft, während ein Paar Knaben den Ofen selbst zur Wartburg gemacht haben. — Dort kommen, laut getroffener Abrede, etliche Jünglinge und Mädchen in einer passenden Nachbarstube zusammen, und vertändeln die kostbaren Stunden mit einigen herz- und geistlosen Pfänderspielen, oder mit — nicht immer ganz unschuldigen und lehrreichen Gesprächen. Diese eilen, so wie die Geschäfte des Tages gethan sind, der Abend herbeigerükt und das Abendbrod genossen ist, in's Bett, und schlafen die ganze lange Nacht in die Wette; Jene suchen ihre Spielkameraden auf, und wenn der Wächter zwölfe ruft, so sizen sie noch bei den Karten. Freunde, ich sage Euch, das ist auf's Mildeste ausgedrükt, ein wahres Schlaraffenleben, und des vernünftigen Mannes ganz unwürdig! Ich möchte Euch deßwegen aus der innigsten Ueberzeugung, und mit wohlwollendem Herzen den Rath und die Ermahnung geben: Benuzet doch die langen Winterabende zur Lesung guter Bücher! — Es versteht sich wohl von selbst, daß ich hier nicht zu jener armen Klasse von Leuten spreche, welche vom Schiksale dazu verurtheilt sind, den ganzen langen Abend zu arbeiten, um ihr kümmerliches Brod zu verdienen; daß ich es vielmehr mit solchen, jüngern und ältern Personen zu thun habe, denen es weder an Muße gebricht, noch an den kleinen Geldmitteln fehlt, die allfällige Leselust zu befrie-

digen; und eben unter diesen befinden sich noch viele, welche der Unterhaltung, die die Bücher gewähren, keinen Geschmak abgewinnen können, und in denen die Leselust erst noch gewekt werden muß. — Unstreitig sind aber gute Bücher ein schönes und wirksames Mittel zur Bildung des Verstandes und Herzens. — Unsre Zeiten fordern überdieß eine höhere Bildungsstufe, auch nicht gerade ausschließlich bei den sogenannten vornehmeren Ständen; auch der gewöhnliche, nicht völlig unbemittelte Bürgersohn macht in der Welt eine gemeine Figur, wenn er über die vaterländische Geschichte, über das Merkwürdigste aus der Welthistorie, über Natur und Kunst u. s. w. gar keinen Bescheid weiß. Zudem haben unsre Tage den wesentlichen Vorzug vor den früheren Zeiten, daß sie den Zugang zu der Quelle der nöthigen Erkenntniß ungemein erleichtern, und für hinlänglichen Stoff reichlich sorgen. Ehmals war man gewöhnlich, außer der Bibel und den Gebetbüchern, auf den Kalender beschränkt, und selten verlor sich ein zwekmäßiges Buch in eine Bauernstube. Heutzutage ist nicht bloß für alle möglichen Bedürfnisse gesorgt, sondern man hat es, theils durch öffentliche Leihbibliotheken, theils durch Privat-Büchersammlungen, und durch litterarische Thätigkeit überhaupt, dem Landbürger leicht gemacht, in das Heiligthum der ihm angemessenen Wissenschaft einzutreten, und seine Kenntnisse zu erweitern. — Vereinigt er sich zu diesem Behufe mit einigen seiner Gemeindsgenossen und Nachbarn, so schafft er sich noch größere Vortheile.

Ein solcher Verein hat sich vor anderthalb Jahren in der Schwänberger Schaar, Gemeinde Herisau gebildet, und desselben ist in Nro. 10 des Appenz. Monatblattes 1830

die erste Erwähnung gethan. — Oft werden Vereine gestiftet, aber sie lösen sich bald wieder auf; oft nimmt man sich etwas Gutes vor, aber die Ausführung bleibt man der Zeit schuldig. Dieser Leseverein hat sich erhalten, und ist in schönem Aufblühen begriffen. Er besteht gegenwärtig aus 19 Antheilhabern an der kleinen Büchersammlung, und aus 25 Lesern. Beide Abtheilungen haben ihre besonderen Statuten, und werden von eigends gewählten Verwaltern und Vorstehern geleitet. Der erstere Verein hat sich's zum Zweke vorgesezt, bei jüngern und ältern Leuten in dortiger Umgegend das Lesen guter und nüzlicher Schriften zu fördern, und dadurch einer bessern Volksbildung nachzuhelfen. Die eigentliche Lesegesellschaft versammelt sich von Zeit zu Zeit zu einer freundschaftlichen Abend-Unterhaltung, wobei das Gelesene den Schwächern von den Geübtern verständlich gemacht, Gedanken ausgewechselt, und an diese gegenseitigen Belehrungen Gespräche über politische und andere Gegenstände, Tagesneuigkeiten angeknüpft werden, wozu öfter die Tagblätter und Zeitschriften den Stoff bieten.

Die Einrichtung des Büchervereins beruht auf freisinnigen und ganz einfachen Institutionen. Die vom 2. Mai 1830 an, durch Ankauf und Schenkung gestiftete, nun auf beiläufig 100 Bände angewachsene Bibliothek ist und bleibt Gesellschaftssache. Dieselbe wird im Schulhause zu Sangen zum öffentlichen Gebrauche aufgestellt, und von dem dort angestellten Lehrer, insofern er Mitglied des Vereins ist, verwaltet. — Zwei Male des Jahres versammelt sich der Gesammtverein, im Mai und im Wintermonate. Diese Frühlings- und Herbstversammlungen erwählen aus ihrer Mitte eine Kommission von 5 Mitgliedern zur Ge-

schäftsführung und Verwaltung. Dieser Kommission liegt es ob, dafür zu sorgen, daß, mit Bewilligung der Kassa, nüzliche Bücher angeschafft werden; sie legt Rechnung ab, und macht auf allfällige nöthige Abänderungen in den Statuten aufmerksam.

Um der guten Sache desto bessern Fortgang zu verschaffen, und auf gemeinnüzige Weise für das Volk wirken zu können, sind nur sehr leichte Lesegebühren festgesezt, so daß der jährliche Beitrag auch für den fleißigsten Leser nur auf 48 kr. zu stehen kömmt, die erwachsenen Personen außer der Gesellschaft, von 14 Tagen Lesezeit pr. Band nur 2 kr. und die Repetirschüler nur 1 kr. bezahlen. In Beziehung auf diese Repetirschüler liegt dann dem Bibliothekar noch die besondere Pflicht ob, denselben nur solche Schriften in die Hände zu geben, die zur Bildung des Verstandes und zur Beförderung guter Sitten für nüzlich, und jedenfalls als unschädlich für das zarte Alter können angesehen werden.

Die jedesmalige Hauptversammlung giebt dem Präsidenten, (jezt der um die Gesellschaft sehr verdiente Schullehrer Joseph Schmied) oder dem Aktuar (jezt der für den Verein äußerst thätige Gottlieb Bühler) Gelegenheit, irgend einen Gedanken schriftlich zu verfassen, und seinen Brüdern und Freunden zur Ermunterung vorzutragen. — Durch diese Zusammenkünfte wird mancher schöne Genuß den Mitgliedern bereitet, mancher nuzreiche Gedanke ausgetauscht, manche Abendstunde wohlthätig ausgefüllt, und es ist lieblich anzusehen, wie 70jährige Greise und 18jährige Jünglinge wie Brüder eins sind, und sich wohl mit einander begehen, und Jeder im Kreise gerne vom Andern Belehrung annimmt, gleichwie Jeder sich es zur Pflicht

macht, seine erworbenen Kenntnisse und seine gemachten Erfahrungen zum Gemeingute werden zu lassen.

Folgende Bücher und Schriften werden unter mehreren andern am liebsten und häufigsten gelesen: Die Werke von Salzmann, Zschokke's Schweizergeschichte, das Appenzeller Monatblatt, 6 Jahrgänge, Appenzellerchronik, 3ter Theil, Steinbek's Kalendermann, der Lehrer im Walde von Kasthofer, das Goldmacherdorf von Z., Hufeland's Makrobiotik, Geschichte der Deutschen von Ferrer, Steinmüller's Alpenwirthschaft, Pestalozzi's sämmtliche Werke, der schweizerische Kinderfreund für Schüler, u. a. m. Für das religiöse Bedürfniß werden wahrscheinlich nächstens die Stunden der Andacht angeschafft werden.

Möge dieser Leseverein lange bestehen, immer herrlicher blühen, der bessern Volksbildung den Weg bahnen, aber auch bald da und dort im Lande — Brüder finden!

S.

Der Republikaner, am Schluße des Jahres.

Schon stehen wir wieder am Rande eines Zeitabschnittes, den wir mit vollem Rechte höchst wichtig nennen könnten, wenn er auch nicht von so vielen merkwürdigen Ereignissen und Erscheinungen, in der Natur und Menschenwelt, angefüllt gewesen wäre; — ein Jahr mit so mannigfaltigen Freuden und Leiden, Genüssen und Entbehrungen, Sonnenbliken und Regenschauern u. s. w. geht zur Neige. Nur noch wenige Tage und Stunden, und wir nehmen von einem Freunde Abschied, der uns, wie

ein redlicher und aufrichtiger Freund soll, sein Wohlwollen in freundlichem Zulächeln gezeigt, aber auch mit ernster Miene und stechendem Blike uns angeschaut, manch süßes Vergnügen uns bereitet, aber auch manche bittere Wahrheit in's Angesicht gesagt, mit seinen Armen liebevoll uns umschlungen, aber auch seinen warnenden, drohenden Finder uns wohlmeinend gewiesen hat, und dem ich zu guter Lezt auch noch einen ächt republikanischen Handschlag weichen möchte. Nur ein sorglos in den Tag hinein lebender, leichtsinniger Mensch, der die Vergangenheit mit ihren nuzreichen Lehren vergißt, die Gegenwart mit ihren Gelegenheiten nicht beachtet, und der Zukunft mit ihren ungewissen Schicksalen keine Rechnung trägt, geht von einer Lebensperiode in die andere über, schließt das alte Jahr und fängt ein neues an, ohne sich selbst zur Rechenschaft über sein Thun und Lassen zu ziehen, und ohne die Zeit zu bedenken, in der er lebt, und deren gute oder üble Anwendung einen so mächtigen Einfluß auf seine Ruhe und Wohlfahrt hat. Ich will euch selbst, meine Brüder, so gut es mir gegeben ist, dazu behülflich sein, daß ihr mit Würde euch vom wohlbekannten Freunde trennet, und mit Muth euch mit demjenigen der da kommen soll, vereiniget. — Ich will mich dabei, damit ihr mich verstehet, der Sprache bedienen, die euch der abgehende Freund, das dahinschwindende Jahr gelehrt hat. Eine unpartheiische Selbstprüfung steht allervörderst recht gut am Ende eines Jahres. Wie der Kaufmann in einem solchen Zeitpunkte die Bilanz zieht, die Ausgaben und Einnahmen gegeneinander abwiegt, den Gang seiner Geschäfte durchschaut, und die Rechnungen schließt, um eine genaue Einsicht in

seinen finanziellen Zustand zu erhalten, so sollet auch ihr, als vernünftige Menschen, eure Gesinnungen, Thaten und Unterlassungen die Musterung passiren lassen, um euern sittlichen Werth oder Unwerth so genau wie möglich kennen zu lernen. Doch mein Schlußwort soll ja keine Predigt werden, und ich will euch nur auf einige Punkte aufmerksam machen. Ihr habet das Jahr hindurch über alle Maßen häufig die Wörter liberal und Liberalität gehört und gelesen. Vielleicht habet ihr einen bösen Begriff mit diesen Wörtern verbunden?! Da irret ihr euch; es ist etwas Gutes um die Liberalität. Oder vielleicht stehet ihr in der Meinung, die Liberalität müsse nur im großen Staatsleben, und nur in unruhigen Zeiten zum Vorschein kommen? Auch da seid ihr übel berichtet, denn Liberalität gehört auch in's Gemeinde-, Nachbar- und Hausleben, und wird auch in ganz ruhigen Zeiten mit Nutzen geübt; es ist ohngefähr dasjenige, was ihr in der gewöhnlichen Sprache frei sein heißet. Wenn ihr also das Jahr hindurch gegen Reiche und Arme, Vornehme und Geringe, Kantonsangehörige und Ausbürger, Reformirte und Katholische, und besonders auch gegen eure Nachbarn und Hausgenossen — Offenheit, Leutseligkeit, Schonung, Liebe und Dienstfertigkeit geübt habet, so seid ihr, vielleicht ohne euer Wissen und Willen, liberal gewesen, oder ihr habet Liberalität walten lassen. Habet ihr aber wegen ungleicher Ansichten und Meinungen Andere scheel angesehen, oder gar in einen Streit gezogen, auf einem nur vermeinten Rechte hartnäckig bestanden, keinem guten Rathe folgen, keiner Bitte Gehör geben, immer nur wie ein Haustirann kommandiren, und Alles unter eure Botmäßigkeit

bringen wollen, dann seid ihr, wenn ihr schon dem neuen Landbuche die Hand gegeben, das Gegentheil von liberal, nemlich aristokratisch, und wenn ihr als Begüterte die Armen verachtet und unterdrükt habet, — Geldaristokraten gewesen. Darum prüfet Euch am Ende dieses Jahres: ob ihr liberal oder unfreisinnig gegen euere Mitmenschen gewesen seid, und nehmet es Euch vor, ihr wollet mit einer christlichen Liberalität in's neue Jahr hinübertreten!

Die Prüfung mag indeß fast ausfallen wie sie will, so wird es kein Fehler sein, wenn am Ende dieses Jahres da und dort in einem Hause die Untersuchung angestellt wird, ob nicht die häusliche Verfassung einer Art Revision sollte unterworfen werden. — Die Knaben sind groß geworden und dem Vater über den Kopf gewachsen; daher wollen sie, wenn etwas in's Haus angeschaft, oder aus demselben weggethan werden soll, auch ein Wörtlein dazu sagen. Die Tochter hat geheirathet, und der Tochtermann, der in's Haus zog, behauptet auch eine Stimme; der Großvater will auch nicht als eine stumme, mundtodte Person sich hinter den Ofen weisen lassen, — und so weiß bald niemand mehr, wer Koch und Kellner ist, und ob besonders die Knaben als mündig oder als unmündig anzusehen sind. Die Zeiten haben sich geändert; die Gewerbe geben eine schlechte Ausbeute, die Lebensmittel steigen im Preise, und die Habe fängt an zusammenzuschmelzen; es kann daher die häusliche Ordnung der Dinge nicht mehr auf dem alten Fuße stehen bleiben: der Brodkorb muß höher gehängt, der Fleischtopf einstweilen in die ökonomische Rüstkammer gestellt, und manche Auslage abgestellt, — überhaupt muß pünktlichere Rechnung geführt werden.

Weil Alles mit der Zeit sich anders gestaltet, so müssen auch mancherlei andere Einrichtungen aus dem weisen Haushalte hervorgehen, welche sich aber wie von selbst geben, sobald die häusliche Haupt-Reformbill angenommen ist, die Vernunft das Obergericht bildet und der Geist der Ordnung das Niederlassungsrecht in allen Kammern erhalten hat.

Aber, wenn ihr, liebe Leute, so etwas vorzunehmen im Sinne habet, so benuzet doch gleich die ersten Tage des neuen Jahres dazu, und richtet es ja im Frieden und durch euch selber, denn sonst habet ihr zu gewärtigen, daß man mit euch nach dem, ebenfalls aus den Zeitungen bekannt gewordenen, Interventions-Sistem (Einmischungs-Grundsaz) verfahren werde, und lästiger müßte euch doch nichts sein, als wenn andere Leute sich in euere häuslichen Angelegenheiten einmischten; — so wie ich euch die gute Lehre für das ganze Jahr mitgebe: daß ihr euch nie der Interventions-Sünden theilhaftig machet, d. h. euch nie in Händel menget, die euch nichts angehen!

Möge der Herr des Friedens euch alle mit dem köstlichen Bewußtsein das alte Jahr beschliessen lassen: daß ihr mit euern Hausgenossen im besten Einverständnisse, in ungestörter Eintracht gelebt habet! Sollte es aber geschehen sein, oder noch geschehen, daß Zerwürfnisse eure Lebenstage verbittern, o so forschet doch wohl nach, auf welcher Seite das Unrecht sei, und wenn ihr Eltern eure Kinder zum Zorn reizet, wenn ihr Meister und Frauen eure Dienstboten unbillig behandelt, und ihr Vormünder die Bevogteten in ihren Rechten und Freiheiten zu sehr beschränket, und als eure Sklaven ansehet, also, daß das ganze Gesinde alle Achtung

und Liebe gegen euch verliert, so müsset ihr nicht, wie es oft in der Welt Brauch und Sitte ist, die gewaltsam Empörten — Insurgenten, Rebellen u. s. w. heissen, sondern lieber nachdenken, wo ihr etwa gefehlt haben möchtet, und euch nicht schämen, das angethane Unrecht einzugestehen und zu vergüten.

Sollte euch, ihr Eheleute, im Laufe dieses Jahres die Sonne des Friedens, das heilige Gestirn der Liebe untergegangen, oder doch mit einem düsteren Flore umzogen worden sein; solltet ihr in unglüklichen Stunden die vollständige Fluch-Artillerie, das grobe Geschüz der Schimpf- und Lästerworte, und das Kleingewehrfeuer der Stichelreden gegen einander aufgeführt, und in Gift getauchte Pfeile der Lieblosigkeit — Mann gegen Weib, und Weib gegen Mann abgeschossen haben, o, so lasset doch, ehe ihr den Morgen des neuen Jahres begrüßet, der Eintracht heilige Flagge wieder in euerm Hause wehen! Oder, wenn ihr euch nicht, in diesem kurzen Zeitraume miteinander aussöhnen und verständigen könnet, ach, so seid doch gescheidter als hie und da ein geordneter Holz- und Steinhaufen, Stadt genannt, und lasset nicht die Trennungsfrage unter euerm Hausdache ertönen, sondern gebet den Pazifikations- oder Ausgleichungs-Vorschlägen vernünftiges und williges Gehör! Jede Parthei denke: der Weisere giebt nach! Schande dem einköpfigen und dem tausendköpfigen Weibe, welches das alte Jahr mit dem alten Sauerteige des Eigensinnes zerrinnen, und des Jahres Sonne über seinem Zorne untergehen läßt!

Euch Alle, die ihr mit euern Mit-Erdenpilgern, in oder außer dem Hause, in größere oder kleinere Zerwürf-

nisse gerathen, oder auch etwa von euern Brüdern und Schwestern beleidiget worden seid, ermahne ich ächt republikanisch: Lasset, ehe das Jahr verstreicht Amnestie, aber nicht eine Viertels- oder Achtels- sondern ganze Amnestie ergehen, d. h. vergebet und vergesset alles Vorgefallene, und nehmet die von euch Getrennten wieder in die Arme euerer Liebe und Freundschaft auf, wie es den Christen geziemt! Das ist die wahre evangelische Diplomatik, und tönt lieblicher als die wortreichsten Proklamationen.

Aber, manchem aus Euch, meine Brüder und Schwestern, ist das scheidende Jahr schwer auf dem Naken gelegen, und nur langsam vorbeigeschlichen. Es hat euch mit empfindlichen Schlägen heimgesucht, euere Noth vergrößert, euer Elend vermehrt, und sein Regiment mehr zu euerem Nachtheil geführt, so daß an seiner Neige die Wehklage euer Lied und das Seufzen euer Gesang ist.

Euch diene zum Troste: So wie das Stundenglas in jener kommenden Mitternacht abgelaufen ist, so hat das Jahr sein Prüfungs- und Richteramt für immer und ewig abgelegt, und es ist nicht wieder wählbar wie so mancher verhaßte Amtmann, so mancher unweise Gesezgeber und gemeine Gemeindrath.

Freilich ist dann nicht offenbar, und keine Menschenseele kann es errathen, ob das neue Jahr freundlich oder feindlich gegen euch und euersgleichen werde gesinnet sein. Was die Zukunft in ihrem Schoße birgt und allmählig für uns enthüllen wird, das liegt außer dem Bereiche unseres Wissens. Ein anderes Jahr wird hoffentlich kommen, ob aber ein friedliches oder ein stürmisches, ein für Handel

und Gewerbe günstiges oder ungünstiges, ein fruchtbares oder unfruchtbares, wer kann das bestimmen? Es geht alles durch das Skrutinium, oder eine geheime Stimmensammlung, wobei der Mensch, der sich freilich das Jahr auch gut oder böse machen kann, weder weiße noch schwarze Kärtchen zu geben hat. Ist das Loos von der höheren Hand geworfen, und bringen die ewigen Geseze der Natur manches Unangenehme und Lästige über ganze Länder oder einzelne Familien, so hilft da kein noch so kräftiges Veto, zu deutsch: Ich will nicht! — Haben wir auch in Europa alle nur erdenkbaren Versicherungsanstalten — eine allgemeine Trübsals-Assekuranz hat der menschliche Geist noch nicht erfunden, und er wird auch im nächsten Jahre noch keine erfinden. — Freude und Leid werden immer bei uns abwechseln, bis wir keine Jahre mehr wechseln, oder — republikanisch und zeitgemäß zu sprechen, bis eine Emanzipation aus diesem Erdenleben erfolgt.

Bis dann, meine Freunde, lebet nur gut, und lebet froh, und gehet vertrauensvoll dem ungewissen Schicksale entgegen! Wer es treu mit Gott, mit dem Vaterlande und allen seinen Brüdern meint, der behält, auch wenn es Abend wird, ein heiter Angesicht, das da strahlet wie ein Morgenglanz.

Und ist so mit heiterem Sinne
Das Jahr bis zum Ende verbracht,
So wird auch mit fröhlichem Muthe
Der Anfang des neuen gemacht.

S.

Frage.

Die Mitglieder der Hinterländer Schullehrer-Konferenz lassen unter sich ein Cirkularbuch herumgehen, in welches jeder Schullehrer irgend einen beliebigen Gedanken einträgt. Dadurch kann eines Jeden Handschrift, Sprachrichtigkeit, Geist, Gedankenreichthum u. s. w. theils kennen gelernt, theils geübt und gefördert werden.

Wäre es nicht thunlich und wünschbar, daß ein solches Circularbuch unter den Schullehrern des ganzen Landes herumgeboten würde?

Einladung.

Das Volksblatt ist nun durch alle 12 Monate hindurch geliefert worden. Von den Herren Geistlichen und Schullehrern wurde dasselbe nicht, wie es die Redaktion erwarten zu können glaubte, mit Beiträgen unterstüzt. Obgleich es auch für die Zukunft an Stoff nicht fehlen kann, so ladet doch der allein dastehende Redaktor noch einmal ein, sich für das Angefangene, Falls es zusagt, thätig zu interessiren. Es könnten von Geistlichen oder Schullehrern, oder wer die Feder zu führen Lust hat, etwa folgende Fragen beantwortet werden.:

1. Welchen Vortheil haben Freischulen vor den Lohnschulen?
2. Wie muß ein wohleingerichtetes Schulhaus beschaffen sein?

3. Was ist von dem üblichen, sonntäglichen Kirchen-Verhöre überhaupt, und von dem Ostermontags-Verhöre insbesondere zu halten?
4. Ist in der Schule viel oder wenig Zeit auf das Auswendiglernen zu verwenden, und was soll man auswendig lernen lassen?
5. Welches sind die Klugheitsregeln, die ein Schullehrer bei Schulverbesserungen zu beobachten hat?
6. Woher kömmt die so große Abneigung gegen alles Neue, bei einem großen Theile unsers Volkes?

S.

Strenge Justiz und Polizei.

Hauptmann Jäggli Kellenberger im untern Hirschberg (Walzenhausen) rühmte sich in einer heimathlichen Gesellschaft: daß er jezt 30 Jahre in den Räthen sitze, und noch keinen einzigen Gemeindsangehörigen um eines Fehlers willen angegeben oder verklagt habe. So wurde nun er verklagt, und unterm 8. Mai 1628 sprach der Große Rath das Urtheil: „Kellenberger soll um 30 Thaler, also für jedes unthätige Jahr 1 Thaler gebüßt sein.“

B.

Anekdoten.

An der leztabgehaltenen Landsgemeinde in Trogen war ein gewisser Landsmann von einem Haufen ächt Altgläubi-

ger umgeben. Diese Helden mögen geglaubt haben, man könne des Vaterlandes Nuzen und Ehre nicht besser befördern, und den Schaden desselben nicht kräftiger abwenden, als wenn man sich an einer Landsgemeinde recht ausserordentlich hören lasse. Jener Landsmann, der zwar zu den Stillen, aber gleichwohl zu den Warmen im Lande gezählt werden darf, bemerkte diesen Rufenden: Ihr habet den Herrn Landammann nicht recht verstanden; er hat nicht das, oder auf die Weise, wie ihr meinet, mehren lassen. Was? schrien sie, das wäre schön! Freilich hat er mehren lassen: Ob man nicht alle Artikel im Verfassungs-Entwurfe miteinander verwerfen wolle!

Horcht nur noch einmal, liebe Brüder, erwiederte der Landsmann; es wird, wenn wieder gemehret wird, heissen: Wem die Verwerfung des Entwurfs wohl gefalle, der hebe seine Hand und nicht — sein Maul auf!!

* * *

In der Revolutionszeit, am Ende des vorigen Jahrhunderts, giengen einst zwei Schulknaben aus der Dorfschule nach Hause. Etwa eine Viertelstunde vom Dorfe entfernt begegneten ihnen einige hizige und unruhige Köpfe, die auch wieder an einem Volksauflaufe im Dorfe Antheil zu nehmen im Sinne hatten. Einer davon fragte dann ganz barsch einen dieser Schüler: Bub, ist din Vater au en Patriot? Nei, en Weber! war die Antwort.

Berichtigung.

In der vorigen Nummer, Seite 189 unten, steht irrig: „um die Einkaufssumme von fl. 750," und sollte heißen: fl. 350.
